

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Treppe der Qualen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Treppe der Qualen

John Sinclair Nr. 357

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 07.05.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Treppe der Qualen

Der Kopf der Toten klemmte zwischen dem Rand und dem halb heruntergeklappten Deckel des Flügels. Das lange Haar fiel wie ein Vorhang nach unten und bedeckte das Gesicht der Leiche, das eigentlich keines war. Es war eine Tote ohne Gesicht.

Denn das hatte man ihr genommen. Aber es gab eine Person, die eine Erklärung abgeben konnte. Das war Myxin, der kleine Magier.

An seinen Lippen hingen die Blicke der anderen, denn sie warteten auf die Antworten, und Myxin tat ihnen den Gefallen. Er redete so plastisch, daß die Zuhörer das Gefühl hatten, keinen Kommentator oder Sprecher vor sich zu haben, sondern die Szene selbst zu erleben…

Vergangenheit – Atlantis

Schon seit Stunden lagen wir auf der Lauer und hatten uns einen besonders guten Platz ausgesucht, von dem aus wir in das weite Land hineinschauen konnten.

Den anderen gelang es nicht, uns zu sehen, da ein Steinwall uns eine gute Deckung gab.

Es dämmerte.

Der Himmel über Atlantis schien in dunkelroten Flammen zu stehen, die an einigen Stellen regelrechte Speerspitzen aufwiesen.

Dessen feurige Strahlen tauchten ein in das Grau der nahenden Dämmerung und durchzogen diese mit einem prächtigen Farbenspiel. Dafür hatten wir keinen Blick.

Uns interessierte das Land, das vor uns lag. Ein gewaltiges Gebiet, stets von Dunstschwaden umhüllt, die sich früher keiner von uns hatte erklären können. Ich hatte meine schwarzen Vampire als Späher ausgeschickt, und sie hatten mir gemeldet, daß dieses Land die Heimat der Gesichtslosen sei und daß sie eine Königin mit Namen Macha Rothaar hätten, die mit eiserner Strenge über das Land herrschte und es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Eindringlinge, besonders Vampire, zu töten.

Das also wußte ich und hatte mir einen Plan ausgedacht. Ich wollte meine Macht damals ausdehnen, da ich von dem Schwarzen Tod wußte, der immer stärker wurde, und niemand außer mir war da, der dieses bemerken wollte. Die anderen nahmen es einfach hin, es kümmerte sie nicht, sie hatten sich ja auch nicht um seine Geburt gekümmert, als er dem Höllensumpf entstieg.

Ich aber wußte Bescheid. Schon damals ahnte ich, wie sehr er nach der Macht strebte, und ihr wollte ich einen Riegel vorschieben, indem ich das Land der Gesichtslosen in Besitz nahm.

Um das zu schaffen, mußten wir die Königin Macha Rothaar töten. Das Land war nicht groß, dennoch sehr wichtig für uns, da es zahlreiche Verstecke bot und einen Hafen besaß, der selbst bei den schweren Stürmen Schutz bot.

Niemand wußte, wie Macha Rothaar aussah. Aber ich hatte durch meine Späher erfahren, daß sie auf einem Schiff leben sollte, nicht weit vom Ufer entfernt.

Von unserem Standort aus konnten wir das Meer in der Ferne sehen. Es befand sich dort, wo der Horizont zusammen mit dem Himmel und dem Land eine Linie bildete, und man hatte mir berichtet, daß es nicht einfach war, auf das Schiff zu gelangen. Ein großes Hindernis gab es.

Die Treppe der Qualen!

Erst wenn wir sie hinter uns gelassen hatten, konnten wir auf das Schiff gelangen.

Ich hatte meine stärksten Helfer mitgenommen. Zu ihnen zählte auch

Goran, der Herr der schwarzen Vampire. Er diente mir und führte die Meute gewissermaßen an.

Auch jetzt bat ich ihn um Rat. »Sollen wir es in der Dunkelheit versuchen?«

Goran überlegte. Er war eine böse Gestalt. Sehr dunkel, größer als ich, manchmal Mensch, manchmal Fledermaus. Jetzt stand er als Mensch vor mir, wobei er seine fledermausartigen Züge im Gesicht nicht verleugnen konnte. Die kleinen Augen hatte er noch weiter verengt, überlegte sich seine Antwort und sagte: »Ja, wir sollten es machen.«

»Dann gehe ich allein.«

Er war überrascht. Ein hohl klingendes Pfeifen drang aus seinem Mund, während er in den immer düster werdenden Himmel schaute. »Du willst allein auf das Schiff?«

»Ja.«

»Aber der Weg ist voller Gefahren. Denke nur an die Treppe der Qualen. Sie kann dich vernichten.«

»Auch das weiß ich. Dennoch fürchte ich mich davor nicht. Ich kenne meine Kräfte und weiß dich sowie die anderen als gute Deckung im Hintergrund.«

»Wenn du meinst. Ich kann dich nicht daran hindern, Myxin, denn du bist der Herr.«

Der kleine Magier schaute Goran scharf an. »Das bin ich, und ich werde es bleiben. So lange, bis einer von uns vernichtet ist.«

»Sicher.« Goran drehte sich herum und ging. Der Weg führte ihn dorthin, wo seine Streitmacht in guter Deckung lag. Es waren dieschwarzen Vampire, gefährliche Blutsauger, die darauf eingestellt waren, zu kämpfen und Feinden gegenüber kein Pardon kannten.

Myxin hatte sich bisher immer auf die schwarzen Vampire verlassen. Sie stärkten seine Macht innerhalb des Kontinents, der groß, gewaltig und voller Rätsel steckte.

Menschen und Magier lebten hier nebeneinander. Oft genug gab es Streit, aber es gab auch Menschen, die sich mit den Magiern gutstellten, sie verehrten, denn die Magier besaßen den Kontakt zu den finsteren Göttern.

Auch der Schwarze Tod gehörte zu den Mächtigen. Wenn er sich zeigte, verdüsterte sich der Himmel. Grauen und Angst wischten über das Land hinweg. Seine Skelettreiter hinterließen ein Schlachtfeld. Übersät mit Trümmern und Leichen.

Es gab nur wenige, die sich gegen den Schwarzen Tod stellten. Zu ihnen zählte auch Myxin, obwohl er ebenfalls ein Schwarzblütler war. Sobald es um die Macht ging, existierte diese Blutsverwandtschaft nicht mehr.

Der kleine Magier warf einen Blick über die Schulter zurück. Er sah

Goran und dessen Helfer nicht mehr. Irgendwo zwischen den Felsen oder in Bodenspalten hielten sie sich verborgen.

So machte sich Myxin allein auf den Weg, um Macha Rothaar, die Königin im Land der Gesichtslosen, zu suchen und zu töten. Nur dann würde er die Herrschaft über das Reich gewinnen.

Myxin schritt den weiten Abhang hinunter und gelangte auf das große Plateau, das sein Ende genau dort fand, wo die Wellen des Meeres gegen die Steilküste donnerten und lange Gischtstreifen in die Höhe schleuderten.

So leer und unbewohnt das Land auch aussah, Myxin wußte dennoch, daß es Wesen gab, die ihn nicht aus den Augen ließen. Es waren die Gesichtslosen, die schwebenden Geister, nur hin und wieder zu erkennen, wenn eine wie vom Wind erfaßte dünne Sandfahne vor Myxins Augen herflatterte und sich auflöste.

Das waren sie.

Und es waren auch ihre Stimmen, die den einsamen Wanderer umgaben, nicht das Flüstern des Windes, der aus dem dunkelrot gefärbten Himmel der Erde entgegenwehte.

Für Menschen war dieses Land tabu. Hätten sie es betreten, wären sie zu denjenigen geworden, die hier lebten. Zu Wesen ohne Gesichtern. Wer hier starb, verlor sein Gesicht, seine Gestalt, denn sie irrte als Geist durch das Land. Und sie wurde zu einer neuen Dienerin der Königin Macha Rothaar, die hier die Befehle gab.

Sie wußte sicherlich längst Bescheid, daß jemand zu ihr auf dem Weg war. Aber dieser Jemand war kein Mensch, er selbst diente den gefährlichen Mächten der Finsternis. Sein Gesicht konnte ihm einfach nicht von den Kräften genommen werden.

Und so schaute er in die Weite hinein, sah den glühenden Horizont, der in seiner tiefroten Farbe wie eine blutige Warnung an den Ankömmling wirkte, doch der kümmerte sich nicht darum.

Er spürte die Kraft der anderen.

Sie versuchten, dem Eindringling das Gesicht zu nehmen. Manchmal merkte Myxin den Widerstand, obwohl sichtbar keiner vorhanden war. Das Schleifen, das Streicheln traf sein Gesicht, und sein kaum erkennbarer, schmallippiger Mund verzog sich jedesmal zu einem Lächeln, wenn er es bemerkte. Es war kein gutes Lächeln, sondern ein kaltes, grausames, denn nur Härte und Grausamkeit erlaubten einem Wesen wie Myxin, in dieser feindlichen Welt auch zu überleben.

Und er wollte demonstrieren, daß man mit ihm nicht so umgehen konnte, wie mit irgendeinem anderen.

Er blieb plötzlich stehen.

Aus dem Hintergrund fuhr abermals ein Hauch herbei und streifte seinen Nacken. Das war ihm egal, denn das nicht sichtbare Wesen glitt vorbei.

Myxin aber setzte seine magischen Kräfte ein, um zu zeigen, daß er nicht gewillt war, aufzugeben.

Es war ein Gebiet der Stille, der gefährlichen Ruhe. Hier lauerte das Verderben nicht offen, denn Macha Rothaar war bekannt für ihre Hinterlist und Heimtücke.

Die wollte Myxin ihr austreiben und ihr eine erste Warnung aus seiner Hand schicken.

Er breitete seine Arme aus, so daß sie im rechten Winkel vom Körper abgespreizt standen. Für einen Moment blieb er in der Haltung, und über seine Lippen zuckte wieder ein Lächeln.

Dann schlug er zu.

Er hatte seine magischen Kräfte auf die Hände konzentriert gehabt, und in alle Richtungen geschickt.

Zehn grünlich schimmernde, magische Lichtstrahlen jagten in die Leere hinein und bewiesen, daß dieses Land doch nicht so leer war, wie es den Anschein gehabt hatte.

Es gab die Gestalten, und sie wurden mit einemmal sichtbar.

Immer dort, wo die Strahlen ihr Ziel getroffen hatten, begannen sie zu tanzen, sich zu bewegen und malten für die Spanne einer sehr kurzen Zeit Gestalten in die Luft.

Menschen…

Die meisten Strahlen waren ins Leere gefahren und am Boden verloschen, aber drei von ihnen reagierten genau so, wie Myxin es sich vorgestellt hatte.

Feste Materie kristallisierte sich hervor, umtanzt von dem grünen magischen Licht, daß ihnen keine Chance ließ.

Myxin sah die zu Menschen gewordenen Geister sterben. Seiner Magie hatten sie nichts entgegenzusetzen.

Er stand da, lachte und schaute den Todeskämpfen der drei Gestalten zu, die allesamt gleich abliefen.

Die Körper hatten eine flaschenförmige Gestalt angenommen. Sie bogen ihre Rücken durch, als wären sie aus Gummi. Die Materie zwischen den schimmernden Umrissen, die aus einer jenseitigen Dimension herausgerissen worden war, starb ebenfalls.

Die Wesen rissen ihre Mäuler auf. Schreie drangen nicht herum, sie litten und starben stumm.

Zur gleichen Zeit verwandelten sich die von Myxin getroffenen Wesen in einen feinen, hellen Staub, der glockenförmig zu Boden rieselte und sich dort verteilte.

Der kleine Magier hatte gewonnen!

Er wußte dies, er genoß es, denn so und nicht anders hatte er es haben wollen.

Drei Diener besaß die Königin nun weniger, und er fragte sich, wie viele noch in ihren Diensten standen. Niemand hatte sich je die Mühe

gemacht, sie zu zählen, auch Myxin nicht. Er ging davon aus, daß sie zahlreich und für ihn unsichtbar in der Luft schwebten und nur manchmal zu merken waren, wenn sie geisterhaft an ihm vorbeihuschten.

Myxin wandte sich dorthin, wo der Staub zu Boden gerieselt war.

In der Farbe konnte er ihn kaum von der des Untergrunds unterscheiden, so waren diese Wesen endgültig in die Welt des Schweigens integriert worden.

Über Myxins Gesicht huschte ein Lächeln. Er richtete seinen Blick wieder nach vorn, und seine Lippen murmelten dabei ein Versprechen. »Ich komme, Macha Rothaar, ich komme!«

Er ging in die Tiefe des Landes hinein. Dabei hätte er seine Kräfte anders einsetzen und sich zu seinem Ziel teleportieren können, das wollte er nicht. Seine Gegnerin sollte merken, daß jemand kam, der ihr nicht gehorchen würde und sie vom Thron stürzen wollte.

Die Angriffe blieben aus. Myxins Magie hatte gewirkt. Zwar entdeckte er die Schatten auch weiterhin in seiner Umgebung, sie griffen ihn jedoch nicht an.

Es wurde dunkel und trotzdem nicht richtig finster. Am Himmel blieb ein unnatürliches Licht. Es zeigte eine gewisse Bläue, die eine sehr intensive Farbe aufwies, das Licht einer dahinterliegenden Sonneallerdings durchließ, so daß sich Myxin auch innerhalb des weiten Landes orientieren konnte.

Und so verging die Zeit.

Der kleine Magier besaß keine Uhr. Er richtete sich nach seinem inneren Motor, der ihm anzeigte, wie weit er sich noch von seinem eigentlichen Ziel entfernt befand.

Näher und näher rückte es.

Der Horizont schimmerte als eine Linie, auf der sich Helligkeit und Nacht trafen. Ein glasiger Streifen irgendwo in der Ferne, vielleicht umspielt von den Wolken des weiten Himmels.

Myxin liebte dieses Land nicht, dennoch wollte er es besitzen.

Wer hier regierte, besaß Macht.

Das Meer rückte näher.

Der kleine Magier konnte es bereits hören. Da rannen die Wogen gegen den Strand und liefen zu schäumenden Wellen aus, die über einen feinen Sand leckten, der wiederum von zahlreichen hohen Felsen umschlossen war, so daß das Ufer aussah wie wild wucherndes Gebirge.

Ein schönes Land – und ein gefährliches.

Er war stehengeblieben, konzentrierte sich auf das Rauschen der Brandung und glaubte, daß jede von den Felsen gebrochene Welle eine Botschaft aus fernen Zeiten mitbringen würde.

Wo lag das Schiff?

Goran hatte seinem Herrn und Meister davon berichtet. Myxin glaubte fest daran, daß sich der Anführer seiner schwarzen Vampire nicht getäuscht hatte. Er mußte es einfach entdeckt haben, nur konnte Myxin es nicht sehen.

Sein Blick glitt weiter hinein in die Ferne dieser Welt, die Atlantis hieß.

Er sah das Meer.

Es war eine weite, dunkle Fläche, garniert mit blitzenden, hellen Schaumkämmen, die sich schnell bewegten, so daß es aussah, als wollte einer den anderen überholen.

Was lag hinter dem Meer?

Myxin gehörte zu den Wesen, die immer mehr wissen wollten, die einen Forscherdrang in sich spürten, denn auch sein eigenes Schicksal wollte er klären. Obwohl er lebte, wußte er nicht, wer ihn gezeugt hatte, wer seine Eltern gewesen waren und ob es überhaupt Wesen oder Personen gab. Er wußte nur, daß ihn dieser Trieb nach Macht beherrschte, daß er sie ausüben wollte und haben mußte.

In der Nähe des Ufers entdeckte er auch die hohen Felsen. Wie lange Arme mit geschlossenen Händen stachen sie aus den anrollenden Wellen. Trutzig, wild und auch gefährlich, als wollten sie sich gegen die immer anrollenden Wellen wehren.

Manche Felsen bildeten regelrechte Figuren und Landschaften, sie schützten, sie wehrten die Fluten ab, und auch einen kleinen natürlichen Hafen umrandeten sie.

Der Hafen lag rechts von Myxin. Obwohl der Magier erhöht stand, konnte er nicht in ihn hineinblicken, weil ihm eben die Felsen die Sicht nahmen.

Dafür sah er die Treppe.

Die Treppe der Martern, der Qualen. Man hatte für sie zahlreiche Begriffe gefunden. Jeder, der zu Macha Rothaar wollte, mußte über diese Treppe gehen, die so normal aussah und dennoch ein schauriges Geheimnis barg, denn sie lebte.

Es war keine normale Treppe, wie man sie aus den Tempeln kannte. Jede Stufe hatte ihre Bedeutung, jede Stufe beinhaltete ein Stück Leben, das sie anderen geraubt hatte.

Wer die Treppe betrat, erlebte das Grauen und war verloren, denn die unterschiedlichen Kräfte der einzelnen Stufen bedrohten jeden.

Myxin bewegte sich so weit zur Seite, daß er vor der obersten Stufe stehenbleiben konnte.

Sehr breit waren die Stufen. Obwohl sie in die abfallende Felswand gehauen waren, wirkten sie auf der Oberfläche wie geschliffenes Holz.

Myxin dachte an die Gefährlichkeit der Stufen. Sie reagierten erst, wenn man sie betrat, dann zeigten sie, welch ein Leben in ihnen steckte und welches Grauen sie produzieren konnten.

Macha Rothaar hatte hier ihre letzte Sicherung eingebaut. Aber wo steckte sie? Wo befand sich ihr Schiff?

Vom Beginn der Treppe gelang es dem kleinen Magier, in den Hafen hineinzublicken. Er fand die Lücken zwischen den Felsen, sah die schaumigen Wasserstreifen zwischen den hohen Felswänden, er entdeckte auch das kleine Becken, aber er sah nicht das Schiff, auf dem Macha Rothaar ihre Wohnstatt gefunden hatte.

Konnte sich Goran so getäuscht haben?

Myxin spürte, daß etwas nicht stimmte. Wahrscheinlich hatte er einen Fehler gemacht, indem er nicht versucht hatte, seine Tele-Kräfte einzusetzen. Er war normal wie ein Mensch auf das Ziel zugegangen, hätte aber die Entfernung auch anders überwinden können.

Innerhalb des natürlichen und von hohen Wänden eingerahmten Felsenhafens sah er das dunkle Wasser mit den schaumigen Streifen, wenn sie gegen die harte Felswand schlugen, dort Gischtwolken hinterließen, bevor diese wieder in das Wasser zurückfielen.

Dadurch wirkte die schwarze Flüssigkeit wie kochend und schäumend. Wehe dem Schwimmer, der in die Wellen geriet, er würde unweigerlich von ihnen in die Tiefe gezogen.

Und in die Tiefe mußte auch Myxin.

Er wollte die Königin töten, nur hatte er nicht vor, seine Kräfte in langen Kämpfen zu verlieren, wenn er über die Treppe der Martern schritt. Aus diesem Grunde setzte er die Kraft der Teleportation ein und schaffte sich selbst über die Kante des Abgrunds hinweg bis in die unmittelbare Hafennähe.

Und dort wartete er.

Turmhoch umgaben ihn die Felsen. Sie wirkten wie schwarze Säulen. Waren kantig, rissig, eingefurcht, glänzten dort, wo das Wasser gegen sie schlug. Sie schimmerten in den oberen Hälften geheimnisvoll wie poliertes dunkles Glas.

Halbrund war der Hafen. Zum Meer hin wuchsen die Felsen von zwei verschiedenen Seiten fast zusammen, so daß nur mehr eine kleine Lücke blieb, durch die sich ein Schiff schieben konnte.

Nur war keines da.

Auch hier unten am Strand hielt Myxin vergebens Ausschau nach Macha Rothaars Schiff. Er drehte sich sogar um, schaute die Stufen der Martertreppe hoch und sah auf ihrer Oberfläche ein geheimnisvolles Schimmern.

Der kleine Magier blieb starr stehen. Er überlegte, was dieses Schimmern bedeuten konnte. Eine Antwort fand er nicht, er stufte es als Zeichen ein und hatte richtig gedacht, denn das Schimmern war das Zeichen dafür, daß sie kam.

Macha Rothaar näherte sich!

Jedoch nicht auf der Treppe, auch nicht hinter ihr, wo das Plateau

wieder in das Land hineinstach.
Sie kam vom Wasser.
Und sie schwebte in der Luft.
Am Himmel erschien ein helles Flimmern. Die Dunkelheit wurde aufgerissen, bildete eine fahle Insel, die immer weiter wanderte, je mehr sich die Königin näherte.
Goran hatte von einem Schiff berichtet. Und er hatte tatsächlich nicht gelogen.
In der Luft näherte sich dem Hafen ein gewaltiges fliegendes Schiff, das sogar Segel gesetzt hatte, die prall im Wind standen.
Selbst Myxin war in den nächsten Augenblicken fasziniert. Damit hätte er persönlich nicht gerechnet, und er sah zu, wie sich das Schiff allmählich dem Erdboden entgegensenkte und damit auch dem dunklen und schaumigen Hafenwasser.
Es landete.
Der Magier huschte einige Schritte zur Seite. Seine Füße verschwammen im weichen Sand, der wie ein welliger Teppich auf dem Boden lag und manchmal schimmerte, als wäre er mit Diamantsplittern gefüllt.
Es lag auf der Hand, daß dieses in der Luft schwebende Schiff landen wollte, denn es sank immer tiefer, als würde es von gewaltigen Händen getragen. Myxin vernahm das Knattern des Segels, er spürte den Luftzug des landenden Schiffes, als er den Sand in die Höhe wirbelte und direkt am Wasser einen Vorhang aufbaute.
Myxin hatte sich in die Nähe einer Felswand gestellt und wartete erst einmal ab.
Der Segler bewegte sich noch einmal nach rechts, damit er an den Ort gelangte, der sich direkt über der Hafenzufahrt befand, so daß er über dem Wasser lauerte.
Allmählich sank es tiefer.
Das geschah nicht schnell, sondern sanft gleitend, so daß dieses gewaltige Segelboot nicht Gefahr lief, mit dem Bug oder dem Heck gegen eine Felskante zu schlagen.
Noch befand sich kein Wasser unter seinem Kiel. Dies änderte sich sehr schnell, als es aufsetzte.
Obwohl das Boot sein Gewicht besaß, entstanden kaum Wellen, als es mit dem Wasser Kontakt bekam.
Sehr ruhig und nur leicht schaukelnd blieb es auf dem düsteren Wasser liegen. Automatisch falteten sich die beiden großen Segel zusammen. Keine Hände waren da, die sie rafften, nein, die gelblich schimmernde Leinwand verschwand von selbst, so daß wenig später die hohen Masten wie Riesenspeere in den Himmel stachen.
Myxin blieb nicht mehr in seiner Deckung. Einige Meter legte er zurück, bis er einen Platz erreicht hatte, von dem aus er einen

besseren Überblick besaß.

Er hätte gern auf das Deck geschaut, leider verhinderte dies die hohe Bordwand, so daß sich der kleine Magier gezwungen sah, abermals seine geistigen Kräfte einzusetzen, damit er an Bord des Schiffes gelangte, denn an der Wand hochklettern wollte er nicht.

Myxin aktivierte seine Kraft. Plötzlich schwebte er höher. Es sah unheimlich aus, wie die kleine Gestalt lautlos den Erdboden hinter sich ließ und wenig später die gleiche Höhe erreicht hatte wie die Bordwand.

Für Myxin war es anstrengend, die Kräfte zu entfalten und sie auch zu halten. Dies kostete Energie, was ihm ebenfalls anzusehen war, denn um seinen Körper hatte sich eine grünliche Aura gelegt.

Durch die Gestalt lief ein Zittern. Im nächsten Augenblick bewegte sich der kleine Magier weiter und landete mittschiffs neben dem Großmast.

Er hatte sein Ziel erreicht!

Minutenlang blieb er stehen, ohne sich zu rühren. Obwohl Myxin keinen Gegner entdeckt hatte, ging er davon aus, daß sich auf dem Schiff zahlreiche Gestalten befanden, unsichtbar wie die an Land, und er spürte ebenfalls den Hauch, der über das Deck glitt und auch seinen Körper nicht ausließ.

Hier existierte eine Gefahr, und er befand sich in deren Mittelpunkt. Wo aber lauerte Macha Rothaar? Vielleicht in ihrer Kabine.

Dort wollte Myxin hin.

Beinahe lautlos bewegte er sich über das breite Deck. Er suchte nach dem Niedergang, sah vor sich den hohen Steuerstand und auch das gewaltige Schiffsrad, das sich jetzt in einer absoluten Ruhestellungbefand. Selbst das Schiff schaukelte nicht. Es widerstand den anrollenden Wellen.

Myxin wandte sich dem Heck zu. Dort hatte er einen hohen Aufbau aus Holz gesehen, der selbst aus dieser Entfernung und in der Dunkelheit die prächtigen Schnitzereien nicht verbergen konnte.

Wenn Macha Rothaar irgendwo ihre Kabine oder ihren Platz besaß, dann nur dort.

Myxins Weg führte ihn zu diesem Ziel und fand auch den breiten Niedergang, dessen Holzstufen glänzten, als wären sie kurz vorher noch poliert worden.

Im Gegensatz zu der zum Strand führenden Qualentreppe zögerte Myxin hier keine Sekunde, den Niedergang zu betreten, der erst vor einer Holztür endete.

Sie besaß zwei Flügel und war verschlossen. Dafür sorgte einquerliegender Riegel, der die beiden Hälften festhielt.

Bevor Myxin ihn an den beiden Seiten umfaßte, drehte er sich noch einmal um und blickte zum Niedergang.

Einen Verfolger sah er nicht. Das Deck lag menschenleer und schweigend vor ihm, und auch die Dienerinnen der Königin hielten sich zurück und wurden nicht sichtbar.

Myxin riß den Riegel zurück. Er mußte dabei Kraft aufwenden, da das Holz klemmte. Danach rutschte er Myxin aus der Hand und fiel mit einem polternden Laut zu Boden.

Jetzt war der Durchgang offen.

Die Türhälften zitterten bereits, und die rechte der beiden schwang langsam nach innen. Vor dem Magier lag ein düsterer Raum.

Obwohl Myxin es auf eine gewisse Art und Weise eilig hatte, blieb er vorsichtig und schaute zurück.

Sein Blick glitt nur über einen Teil des Decks. Die Aufbauten des Schiffes hoben sich in der der dunklen, dennoch unnatürlich klaren Luft scharf ab. Gewaltig kamen ihm die beiden Masten mit den gerefften Segeln vor. Es war nicht still geworden. Irgendwo bewegte sich immer etwas.

Da gab es Holz, das knarrte, und Segeltuch rieb gegeneinander.

Gestalten aber entdeckte Myxin nicht, sosehr er sich auch bemühte.

Das Deck blieb leer.

Dabei war er sicher, daß jemand die Königin bewachte, nur zeigten sich diese Aufpasser nicht. Sie konnten auch im Bauch des Schiffes lauern, aber Myxin kannte keine Furcht. Er hatte ihnen bewiesen, wie man mit ihnen umging. Seine Magie war letztendlich die stärkere gewesen.

So tauchte er in das Dunkel des Schiffsbauches ein. Die Finsternis kam ihm dicht wie ein Vorhang vor, dennoch wurde er das Gefühl nicht los, daß sie voller Leben steckte.

Er sah die Gestalten nicht, er hörte sie nur. Da lag ein leichtes, ein unnatürliches Summen in der Luft, als würden zahlreiche Insekten durch die Finsternis fliegen. Myxin streckte die Arme aus. Über die grünliche Haut seiner Hände glitten schattenhafte Berührungen. Er spürte den Moment der Kühle, als er angefaßt wurde, aber es wurde daraus keine direkte Attacke. Diejenigen, die hier lauerten, schienen Furcht vor dem kleinen Magier zu haben.

So ging er weiter.

Noch nie hatte er den Bauch des Schiffes betreten, und doch kannte er sich aus, denn der kleine Magier stieß nirgendwo gegen. Er umging Hindernisse, falls sie sich ihm überhaupt in den Weg stellten, und er richtete den Blick seiner scharfen Augen nach vorn.

Dort hatte er etwas gesehen!

Es war eine bleiche, unnatürliche Helligkeit, die vor ihm die Dunkelheit mit ihrem fahlen Schein aufriß. Eine Insel innerhalb der grauen Schwärze.

Ein Lächeln umspielte seine schmalen Lippen, die Augen hatte er

leicht verengt, und seinen Körper durchrieselte ein Zucken. Er sah sich dicht vor dem Ziel seiner Wünsche und stellte sich innerlich darauf ein, die Königin zu töten, um anschließend die Macht zu übernehmen.

Dort, wo das fahle Licht in der Finsternis schimmerte, glaubte er, sein Ziel zu sehen.

Noch starrte er nur auf die helle Insel. Die Umrisse einer Gestalt sah er nicht, und er schob sich Schritt für Schritt weiter vor. Sein Gesicht war angespannt, die Haut schien dünner geworden zu sein, so scharf lag sie auf seinem Gesicht.

»Komm näher…«

Ein Raunen drang an Myxins Ohren.

Der Magier blieb stehen. »Du weißt, daß ich hier bin, Macha Rothaar?«

»Ich weiß es schon lange, und ich habe dich erwartet.«

Myxin begann leise zu lachen. »Dann dürfte dir auch bekannt sein, aus welch einem Grund ich hier erschienen bin?«

»Das weiß ich. Du willst mich töten.«

»Genau.«

»Und du willst nichts gegen mich unternehmen?« erkundigte sich Myxin mit verwunderter Stimme.

»Nein, was sollte ich?«

Innerlich lachte der kleine Magier. Macha Rothaar sah wohl ein, daßsie gegen ihn nicht ankam. Die Königin im Land der Gesichtslosen wußte genau, wann sie verloren hatte.

Sie traf auch keinerlei Anstalten, um Myxin aufzuhalten, als er sich wieder in Bewegung setzte. Auch ihre Geisterdiener kümmerten sich nicht um den Eindringling, so daß Myxin ohne Schwierigkeiten das Zentrum erreichen konnte.

Er sah die Insel immer heller werden, und aus dem Zentrum dieses Flecks schälte sich allmählich die Gestalt hervor.

Das war Macha Rothaar!

Um sie genauer sehen zu können, mußte Myxin noch näher heran. Er sah mittlerweile auch die Umrisse der Wände, die ihn einrahmten. Graue Schatten, in die Bewegung geraten war, denn auch Macha Rothaar wurde von zahlreichen Helfern umgeben, die den kleinen Magier nicht angriffen und ihn bis zum Thron ihrer Königin vorgehen ließen.

Schritt für Schritt näherte sich Myxin dem großen Thron, der aussah wie ein gewaltiger Holzsessel. Er zeigte eine helle Farbe. Myxin nahm den Geruch wahr, den Macha Rothaar ausströmte.

Nach fauligem Wasser, nach Verwesung, nach absterbenden Pflanzen roch es. Zusammengefaßt konnte man auch Tod dazu sagen.

»Komm doch…«

»Keine Angst, ich bin schon da«, erklärte Myxin, als er die letzten

Schritte ging und vor dem Thron stehenblieb.

Es gab keine Lichtquelle im eigentlichen Sinne. Das Licht drang aus dem Holz des Thrones und auch aus der Schiffswand dahinter.

Das alles kümmerte Myxin nicht. Er hatte nur Augen für die Gestalt auf dem Thron.

Zum erstenmal stand er Macha Rothaar gegenüber. Bisher hatte er nur von ihr gehört, nun konnte er sie von Angesicht zu Angesicht sehen, doch von einem Gesicht durfte er bei ihr nicht sprechen.

Sie zeigte es ihm nicht.

Die Frauengestalt trug ein langes, weißes Kleid, das wie ein schlichtes Totenhemd aussah. Sie saß schräg und zusammengesunken auf ihrem Thron, das lange, rostrote Haar wuchs als eine wahre Flut auf ihrem Kopf und fiel wellenförmig so zur Seite, daß es Kopf und Gesicht fast völlig bedeckte.

Die Hände der Königin lagen auf den Lehnen. Myxin schaute sich die Finger an. Sie waren sehr lang, ebenso die Nägel, und unter der dünnen Haut sprangen die Knochen hervor.

Manchmal zuckten die Finger auch, ein Zeichen dafür, daß Macha Rothaar erregt war.

Myxin begann auch zu reden. »Du weißt, aus welchem Grunde ich gekommen bin?« fragte er.

»Ja, du willst mich töten.«

»Das stimmt.«

»Und du hast es dir gut überlegt?«

»Natürlich. Ich hatte Zeit genug. In Atlantis muß etwas geschehen, dessen bin ich mir sicher. Ich kann der Einteilung der Kräfte nicht mehr so ohne weiteres zuschauen, es gibt Dämonen, die immer mächtiger werden, was ich verhindern will.«

»Sprichst du vom Schwarzen Tod?« wollte Macha Rothaar wissen.

»Ihn meine ich.«

Da hörte er ein leises Lachen. Es klang wissend und gleichzeitig auchüberheblich. »Was bist du nur für ein Narr, Myxin. Du willst dich gegen den Schwarzen Tod stellen? Nein, das schaffst du nicht. Es ist unmöglich. Du kannst gegen ihn nicht gewinnen. Er ist für ein Wesen wie dich einfach zu stark, auch wenn du mich tötest, um mein Reich unter deine Knute zu zwingen, den Schwarzen Tod kannst du nicht besiegen.«

»Was macht dich so sicher?«

»Vieles. Ich habe gelernt, in den Sternen zu lesen. Und die sagen mir, daß der gesamte Kontinent dem Untergang geweiht ist. Atlantis hat keine große Überlebenschance mehr. Seine Zeit ist abgelaufen. Menschen, Magier und Dämonen haben ihr Scherflein dazu beigetragen, daß dieses einstmals so stolze Land untergehen wird. Und alle, die es nicht rechtzeitig genug schaffen, sich zu retten, werden

ebenfalls mit in den Strudel hineingezogen. Daran mußt du immer denken, Myxin.«

»Ich kämpfe dagegen an.«

»Nicht gegen den Untergang.«

»Nein, aber gegen den Schwarzen Tod. Um einen Kampf mit ihm riskieren zu können, muß ich stark und mächtig sein. Das kann ich nicht auf einen Schlag werden. Ich muß etappenweise vorgehen und dafür sorgen, daß ich immer mehr Einfluß gewinne. Ich brauche Reiche, ich brauche Macht, da ich genau weiß, wie stark der Schwarze Tod ist. Nur wenn ich stärker und mächtiger bin, kann es mir gelingen, seinen Terror zu brechen.«

»Und deinen aufzubauen!«

»So ist es!« lachte Myxin. »Deshalb werde ich zuerst auch dich aus dem Weg räumen.«

»Weißt du, was dann geschieht?« fragte Macha Rothaar.

»Nein. Ich weiß nur soviel, daß du nicht mehr da bist. Das ist eben alles.«

»Es wird mehr geschehen, wenn ich nicht bin. Viel mehr. Man kann mich nicht töten, man kann auch meine Dienerinnen nicht vernichten…«

»Ich habe ihnen und dir das Gegenteil bewiesen.«

»Du hast gesehen, Myxin, und du hast trotzdem nicht gesehen. Mag sein, daß du einige vernichtet hast, aber die anderen leben, und sie werden auch nach dem hier sein, denn auch ich bin da.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist nicht schlimm. Ich wollte dich nur warnen, Myxin, und dir raten, es dir noch einmal zu überlegen.«

»Das habe ich bereits. Ich brauche dein Land, ich brauche dein Reich. Aber dich brauche ich nicht.«

»Es ist schlimm, daß du nur so denken kannst, Magier. Dabei solltest du überlegen. Ich bin mächtig, mein Geist wird überleben, und die Treppe der Qualen hat noch Platz.«

»Was soll das wieder heißen?«

Macha Rothaar lachte nur. »Ich werde es dir nicht sagen, ich wollte dich nur warnen. Du wirst es merken. Jawohl, merken wirst du es.«

Myxin ließ sich von diesen Worten nicht beirren. Er wollte wissen, was sie mit ihm vorhatte. Aus Andeutungen wurde er nicht schlau, und vor allen Dingen wollte er einen Blick in ihr Gesicht werfen, das er bisher noch nicht gesehen hatte.

Aus diesem Grunde trat er so dicht an den Thron heran, wie es eben nur möglich war, streckte den rechten Arm aus, und die fünf Finger seiner Hand wühlten sich in das rostrote Haar der Dämonin.

Sie zerdrückten es, sie hakten sich fest, über Myxins Lippen glitt ein kaltes Lächeln, denn nun war es soweit.

Mit einem Ruck zog er den Kopf hoch.

Er spürte dabei, wie spröde das Haar war. Es schnitt in die Haut zwischen seinen Fingern, als hätte er zahlreiche Rasierklingen angefaßt, und er drückte das Gesicht so nach hinten, daß auch der größte Teil der Haarflut zurückfiel.

Schräg gegen die Lehne des Throns kippte er die Königin im Reich der Gesichtslosen, löste die Finger aus dem Haar und starrte auf das, was die Vorderseite des Kopfes darstellen sollte.

Es war kein Gesicht!

Myxin schaute in eine weißliche, aufgedunsene Masse, die ihn an eine Leiche erinnerte, die dicht vor dem Zustand der Verwesung stand…

***

Gegenwart

Wir befanden uns in höchster Lebensgefahr!

Wir, das waren Shao und ich, und wir hockten nicht etwa in einer finsteren Gruft oder lagen in einem Sarg, schauten auch nicht in die Mündungen irgendwelcher Killerwaffen, sondern standen auf dem gewaltigen Dach des Hochhauses, in dem Shao und auch ich wohnten.

Wir spürten den Wind, der gegen unsere Gesichter pfiff, die Haare hochwühlte und mit der Kleidung spielte. Und wir wußten beide hinter uns die schreckliche Tiefe, denn unsere Hacken schlossen praktisch mit dem Dachrand ab.

So dicht also standen wir davor.

Daß wir nicht nach vorn laufen konnten, hatte einen Grund, denn vor unseren Füßen ringelten und schoben sich zahlreiche, pechschwarze Schlangen zusammen, die nur darauf warteten, daß sie uns entweder beißen, zerdrücken oder in die Tiefe drängen konnten.

Ich hatte versucht, gegen die Schlangen anzukämpfen und eine von ihnen mit einer Silberkugel beschossen.

Getroffen hatte ich. Nur waren aus dieser einen Schlange, die meine Silberkugel erwischte, gleich drei neue Schlangen geworden.

Es hatte demnach keinen Sinn, es noch einmal zu probieren.

In der rechten Hand hatte ich die Beretta gehalten. Jetzt steckte sie wieder in der Halfter. Sie nutzte mir nichts. Dafür hielt ich den Arm ausgestreckt, um Shao festzuklammern, die bei einer kleinen Windbö fast vom Dach gerutscht wäre.

Meine linke Hand war nicht frei. Mit ihr hielt ich die Planke fest, in der sich das Gesicht meines Freundes Mandra Korab befand, denn um ihn drehte sich der Fall.

Ich war auf der Rückfahrt von Rumänien direkt nach London geholt worden und hatte die Reise auf dem Rücken des Adlers Garuda unternommen, der mich für eine Auseinandersetzung hatte haben

wollen.

Gewonnen hatte ich leider nicht und mußte nun mit ansehen, wie die Schlangen auf dem Dach ihren Ring immer enger zogen. Dabei waren wir nur auf das Dach gestiegen, um von Garuda abgeholt und zu einem bestimmten Ort gebracht zu werden.

Es war grauenhaft. Die Falle konnte man als fugendicht bezeichnen, und eine erste Schlange hatte bereits meine Schuhspitze berührt.

So etwas gefiel mir überhaupt nicht. Wenn ich sie schon nicht mit einer geweihten Silberkugel killen konnte, wollte ich es anders versuchen. Und zwar auf die alte, konventionelle Art.

Dazu brauchte ich nur den rechten Fuß zu heben. Bevor ich das tat, warf ich einen Blick auf Shao.

Bleich wie ein Gespenst war sie. Das lange Haar wurde vom Wind erfaßt und schräg in die Höhe gewirbelt. Sie hatte ihre Augen aufgerissen, der starre Blick sagte mir genug. Er beinhaltete die große Angst vor einer unheimlichen und nicht mehr kalkulierbaren Zukunft.

»Noch leben wir!« sagte ich und trat zu.

Mit dem Absatz wollte ich die Schlange töten. Ich trat auf den Kopf des gefährlichen Reptils und drehte meinen Fuß im Kreis.

Ich spürte noch den kurzen Widerstand, vernahm ein schlimmes Geräusch und merkte, wie der Widerstand weniger wurde, denn den Kopf gab es nicht mehr.

Dafür befand sich auf dem Dachboden eine breiige Masse, die glitschig und rutschig war.

Gleichzeitig zuckte das hintere Körperteil der Schlange in die Höhe, drehte sich auch und peitschte gegen Shaos Beine, wobei ich blitzschnell zutrat, den Schlangenkörper erwischte und das kopflose Reptil wieder zwischen seine Artgenossen schleuderte.

»Sie ist tot!« flüsterte Shao. »Sie ist tot. So muß man es machen!«

Ich grinste verbissen. Eine Schwalbe machte noch keinen Sommer, auch hier nicht, denn die Schlangen auf dem Dach waren so zahlreich, daß ich sie nicht einmal zählen konnte. Woher sie kamen, wußte ich nicht. Mir war nur bekannt, daß Garuda, der König der Lüfte und ein Urbild der indischen Mythologie, der absolute Todfeind der Schlangen war.

Die anderen krochen über die vernichtete hinweg. Schwarz wie Zitteraale waren sie, und ich hatte sie schon einmal gesehen, als ich am Teufelsfelsen angebunden war.

Ich wußte von ihrer Gefährlichkeit. Wenn sie sich auf uns stürzten und zubissen, waren wir verloren.

Und sie kamen.

Der Weg nach vorn war uns ebenso versperrt, wie der in beide Richtungen. Nur nach hinten war er offen.

Und da befand sich die Dachkante.

Wir sahen die schwarzen Wellen. Ich spürte plötzlich Shaos Hand an meinem Ellbogen, da sich die Chinesin festklammerte, als wäre ich ihr Rettungsanker, aber ich konnte ihr nicht helfen, so gern ich es auch getan hätte.

»John, wir müssen…« Die nächsten Worte erstickten in einem Schrei, weil sie berührt worden war.

Und sie ging einen Schritt zurück.

Es war eine Reaktion der Panik, der Angst. Zudem standen wir aneiner Stelle, die keine Mauer besaß, es gab nur noch den Fall in die verdammte Tiefe.

Shao fiel.

Sie schrie, aber sie ließ nicht los.

Auch ich schaffte es nicht so schnell, mich von ihr zu lösen, die Finger hielten mich einfach zu stramm. So kam es, wie es kommen mußte. Shao riß mich mit zurück, und hinter mir war plötzlich nichts mehr.

Mit dem linken Fuß trat ich zuerst ins Leere. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich mich noch halten können und gesehen, wie sich die zahlreichen Schlangen aufrichteten.

In ihren lidlosen Augen las ich den Triumph, über die Menschen gesiegt zu haben.

Dann war das Bild verschwunden.

Zusammen mit Shao raste ich in die Tiefe…

***

Vergangenheit – Atlantis

»So also siehst du aus, Rothaar. So und nicht anders«, flüsterte der kleine Magier, hielt weiterhin den Kopf gerade und drückte ihn gegen die hohe Lehne, damit er in das Gesicht schauen konnte, das eigentlich keines war, sondern nur eine bleiche, aufgequollene Masse, die sich unter den rostroten und sperrigen Haaren abzeichnete.

Ein widerliches Bild, aber Myxin war in punkto Dämonen einiges gewohnt. So konnte ihn auch diese blasse Visage nicht erschrecken.

»Nun, hast du es gesehen?« fragte Macha Rothaar.

Der Magier nickte. Zum erstenmal erkannte er, wie die Königin sprach, ohne daß sie überhaupt einen Mund besaß. Ihre Stimme drang aus der gesamten Fläche, und die Worte waren sehr deutlich für Myxin zu verstehen gewesen.

»Ich habe es tatsächlich gesehen«, flüsterte Myxin zurück. »Und ich bin in meinem Vorsatz bestärkt worden.«

»Dann willst du mich töten?«

»Sicher will ich dich töten. Deshalb bin ich gekommen. Wenn du nicht mehr bist, gehört dein Reich mir. Es soll zu einem Bollwerk gegen den Schwarzen Tod werden, das habe ich mir vorgenommen,

und das werde ich auch so halten. Nichts kann mich von meiner Tat abbringen. Du kannst betteln, flehen und winseln, du kannst alles machen, aber du kannst mich nicht von meinem Vorsatz abbringen.«

Während der Worte hatte der kleine Magier schon gehandelt und seine beiden Hände gegen die Seiten des »Gesichts« gelegt. Er drückte die Fläche zusammen, setzte rechts und links die gleiche Kraft ein und spürte unter seinen Handflächen die fast widerliche Weiche des Materials. Er hatte das Gefühl, zwischen den Händen eine Teigmasse zu spüren, so ließ sie sich kneten und dehnen.

Adern oder Gesichtsmuskeln suchte er vergebens. Seine Ballen drückten nur mehr in die weiche Masse, und er krümmte die Finger, um sie ebenfalls hineinzustechen.

Dabei verzog sich sein Gesicht zu einer bösen, widerlichen Grimasse. In den Augen leuchtete sein Vorsatz, es hinter sich zu bringen, und die flüsternden Worte waren wie eine scharfe Anklage.

»Nichts wird dich mehr retten. Ich schaue zu, wenn dein Gesicht zerläuft, wenn meine Magie deinen widerlichen Schädel zerdrückt. Spürst du es bereits?«

Macha Rothaar antwortete und wehrte sich nicht. Sie wußte, daß sie gegen Myxins Kräfte nicht ankam. Sie hatte ihn gewarnt, doch er hatte nicht hören wollen.

Nun mußte er die Konsequenzen tragen.

Die Finger drangen ein.

Sie waren in diesem Augenblick wie scharfe Dolche, die jemand in eine Puddingmasse stieß.

Gleichzeitig bemerkte Myxin die Unruhe auf dem Schiff. Jede Planke, jedes Stück Segelleinen schien den Tod und die Vernichtung der Königin zu erleben. Das Schiff war Macha Rothaar. Sie gehörte zu ihm. Ihr Geist lebte darin und trieb es an bis hoch in die Wolken oder den Himmel über Atlantis hinein.

Das Grauen war da.

Und Myxin spürte, daß sie hinter ihm lauerten. Sehr oft wurde er von dem unsichtbaren kalten Hauch berührt, der über seinen Nacken streifte oder sein Gesicht einkesselte.

Es war wie eine kalte Klammer, ein Gefängnis der Magie, aber der kleine Magier konnte es ignorieren. Gegen seine Kraft kam die der anderen nicht an. Er war immun.

Und er hörte die Stimmen.

Nicht Macha Rothaar war es, die ihn warnte, andere sprachen zu ihm. Die Stimmen der Diener. Sie drangen aus dem Unsichtbaren und erfüllten die Stätte des Todes mit ihrem geheimnisvollen und dennoch verständlichen Raunen.

»Tu es nicht. Mach es nicht. Laß sie leben. Du wirst Unglück haben. Wer Macha Rothaar tötet, verliert. Er kann nichts dabei gewinnen.

Und gerade du darfst sie nicht töten. Gerade du…«

Myxin ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Im Gegenteil, er hob den Kopf und lachte hart.

»Gerade du…«

Um die Worte kümmerte er sich nicht, konzentrierte seine starken magischen Kräfte auf die zupackenden Hände und sah, daß sie anfingen zu wirken.

Der erste Erfolg stellte sich ein, denn die zuckenden, grünen Strahlen drangen in das Gesicht hinein und ließen die teigige Masse plötzlich durchsichtig werden.

Ein Muster aus Blitzen erfüllte den Kopf. Noch tat sich nichts, Myxin hoffte nur stark, daß seine Kraft auch ausreichte, um Macha Rothaar zu zerstören.

Die Königin besaß trotzdem ein Gesicht. Es war verschwunden gewesen, und erst durch Myxins magische Kraft wurde es wieder hervorgeholt.

Ein grauenhaftes Bild entstand, und es schob sich in das Innere der Masse hinein.

Die Königin der Gesichtslosen bestand aus weichen, gummiartigen Knochen, die so verteilt waren, daß sie die teigige Masse auch zusammenhielten. Sie quoll und drehte sich um die Knochen herum, die, als die Blitze noch stärker wurden, die ersten Zeichen der Verwesung abgaben. Sie lösten sich auf, begannen zu zucken und wurden dabei ebenso weich wie die Masse, die sie umgab.

Es war schrecklich…

Ein Mensch, wenigstens hätte so empfunden, aber Myxin war kein Mensch, sondern ein Magier. Er konnte und wollte vernichten, und er setzte alles ein, was ihm an Kraft zur Verfügung stand.

Die Königin starb.

Noch ein letztes Mal bäumte sie sich auf, kämpfte gegen ihre Vernichtung, und Myxin vernahm die flüsternden Worte. »Es wird dir nicht gelingen, mich zu besiegen. Ich bin einfach zu stark. Ich werde deinen Weg immer kreuzen, Myxin. Soviel Zeit kann überhaupt nicht vergehen, daß sie meine Rache überdeckt. Wir kommen zusammen, wir beide, Myxin. Wir werden uns wiedersehen, und du wirst noch bereuen, daß du diese Tat vollbracht hast. Gerade du, Myxin!«

Der kleine Magier lachte schallend. Für ihn waren die Worte als Ablenkung gedacht. Er wollte sie nicht ernst nehmen, und über seine Lippen drangen Laute, die als schaurige Echos durch die Kabine hallten, in der die Königin starb.

»Myxin, du bist ein Mörder. Du bist der Mörder… du bist …«

Noch einmal zuckte der Körper, während das »Gesicht« und der Kopf von einem tödlichen Blitzgewitter aus Strahlen erfüllt waren.

»Du bist der Mörder deiner Mutter, Myxin…«

***

DU BIST DER MÖRDER DEINER MUTTER!

Diesen Satz hatte der kleine Magier vernommen, und er war kaum noch in der Lage, ihn zu verkraften. Gefühle waren für ihn bisher fremd gewesen, doch nun brandeten sie aus seinem Innern heraus an die Oberfläche, und er konnte es nicht fassen.

Wenn jemand starb, log er nicht. In der letzten Sekunde seiner Existenz sagte er die Wahrheit. Da reagierten Dämonen ebenso wie Menschen, und auch Macha Rothaar hatte keinen Grund gehabt, Myxin in ihrer Todessekunde ins Gesicht zu lügen.

Das wußte der Magier. Auch bei ihm dauerte es eine Weile, bis er begriffen hatte, und seine tötenden Hände zuckten aus der weichen Gesichtsmasse zurück.

Er stand da, hatte die Arme ausgebreitet und schüttelte sich. Es geschah nicht einmal freiwillig. Er hatte den Mund geöffnet, das Gesicht nahm eine tiefgrüne Farbe an, und er starrte auf den Körper seiner Mutter.

Sie starb.

Myxin hätte sie retten können. Es war ein Gedankensprung zu spät gewesen, seine furchtbare Magie hatte auch bei Macha Rothaar gewirkt.

So schaute er zu, wie die Königin der Gesichtslosen auf ihrem Stuhl zusammensackte.

In Etappen geschah dies. Die Kraft verließ ihren Körper und löste ihn gleichzeitig auf.

Aus dem Gesicht wurde eine schleimige Masse, die Ähnlichkeit mit der eines Ghouls aufwies.

Langsam rann die Masse nach unten, und auch der Körper löste sich auf. Als Myxin gegen ihn drückte, stellte er fest, daß der Schleim unter dem langen Kleid hervorrann, aber die Knochen nicht aufgelöst hatte. Er lief nur weg, um das freizulegen, was von Macha Rothaar zurückgeblieben war.

Ein weißes Skelett!

Myxin starrte darauf, ohne es eigentlich begreifen zu können. Das Skelett schimmerte so, als hätte man es mit einer hellen Farbe angestrichen und danach lackiert. Jeder einzelne Knochen glänzte, auch um den knöchernen Kopf herum war die Farbe verteilt worden, so daß sie sogar die einzelnen Knochenteile zusammenhielt.

Myxin schüttelte sich, als er sich über das Überbleibsel hinwegbeugte, das einmal seine Mutter gewesen war. Erst jetzt fand er den Mut, die Knochen anzufassen. Sie mußten sich nach der Auflösung wieder neu gebildet haben und waren jetzt Totenknochen.

Leichenknochen, das wußte er, beinhalteten eine gewisse Kälte, die sich auch auf die Finger des Anfassenden übertrug. Hier erlebte Myxin

ein anderes Phänomen.
Das Skelett enthielt Wärme. Und Wärme bedeutete im Prinzip Leben. Auch hier bei dieser Toten?
Myxin war durcheinander. Er kannte seine eigenen Kräfte genau, und er wußte, daß die Person, die er einmal getötet hatte, durch nichts wieder ins Leben zurückgerufen werden konnte.
Aber seine Mutter war eine andere, ein Teil von ihm, ein Stück von ihm. Sie hatte ihm eine dämonische Erbmasse mitgegeben, nun mußte er damit fertig werden, sie umgebracht zu haben.
Warnungen hatte es gegeben. Aber nicht genug und auch nicht konkret. Myxin hatte beim besten Willen aus ihnen nichts hervorlesen können, so war es eben zu dieser Tat gekommen, zu der sich der Magier durch seinen Machthunger hatte hinreißen lassen.
Er dachte an ihre letzten Worte und auch daran, daß sie im gewissen Sinne von einer Rückkehr gesprochen hatte.
War das Spiel noch nicht beendet?
Alle anderen Dinge waren in diesen Augenblicken für den kleinen Magier zweitrangig geworden. Er dachte auch nicht mehr an sein Vorhaben, den Schwarzen Tod zu besiegen.
Nur die Tote zählte.
Noch einmal umfaßte er das Skelett. Er preßte dabei seine Hände gegen den Knochenkopf und spürte abermals das innere Vibrieren und die Wärme, die von diesem Schädel ausging.
Sie erreichte auch seinen Körper, so daß Myxin plötzlich von einem Gefühl der Verbundenheit sprechen konnte, das zwischen ihm und seiner Mutter bestand.
Er hatte sie getötet, und er war auch bereit, die Folgen für diese Tat zu tragen.
Der kleine Magier beugte seinen Oberkörper nach vorn, damit er die Knochengestalt umfassen konnte. Er schob seine Hände unter die blanken Achselhöhlen und spürte wieder die Wärme, die der Skelettkörper abstrahlte.
Er nahm seine tote Mutter auf die Arme.
Langsam drehte er sich um.
Myxin hatte die Arme angewinkelt. Auf ihnen lag das Skelett. Die Knochenbeine waren angewinkelt, die Füße schaukelten hin und her, und der weiße Schädel pendelte an der anderen Seite des Armes über die Beuge hinweg, wobei Myxin direkt in die völlig leeren Augenhöhlen schauen konnte.
Erst jetzt erlebten auch das Schiff und die zahlreichen Geister den Tod und das Ende ihrer Königin mit.
Kräfte, die bisher im Innern des großen Bootes gelauert und gewohnt hatten, kamen frei.
Myxin sah, daß die huschenden Geistwesen den langen

Gangerhellten.

Es waren schemenhafte Gestalten in einem bleichen Weiß.

Gespenstisch anzuschauen waren ihre verzerrten Gesichter. Und die Gestalten rasten in einem wilden Chaos durch den Gang und drehten sich, wenn sie das Ende erreicht hatten, um wieder an Myxin vorbeizuhuschen und durch die offene Tür in Richtung Deck zu verschwinden.

Dort heulten und tobten sie auf dem Deck umher. Sie jagten dicht über die Planken, wirbelten den beiden Segelmasten entgegen, umkreisten sie und wischten dort spiralförmig in die Höhe, so daß sie schnell die oberste Stelle erreicht hatten, hier ihre Kreise drehten und wieder nach unten dem Deck entgegenstürzten.

Manche Gestalten besaßen auch ein grünliches Schimmern. Alle zeigten jetzt ihre bleichen, fratzenhaften Gesichter, wobei einige von ihnen schon zum Teil in die Verwesung übergegangen waren und vorstehende Knochenstücke wie scharfe Splitter aus dem Gesicht stachen.

Myxin wurde umtost und umheult. Leise, aber dennoch für ihn zu hörende Laute gellten an seine Ohren. Sie verfluchten und beschrieen ihn. Sie jammerten und heulten, jaulten und wimmerten, stießen vonbeiden Seiten gegen den Magier und wirbelten wieder raketenartig davon, wenn sie ihn berührt hatten.

Myxin erreichte den Niedergang.

Für einen Moment blieb er stehen und schaute hoch in den düsteren Himmel.

Hoch über ihm wuchsen die Masten in das Grau der Nacht. Umtanzt und umglüht von den unheimlichen Gestalten, die jetzt ohne Anführerin waren.

Nach den alten dämonischen Gesetzen hätten sie nun auf Myxin hören müssen, aber der kleine Magier hatte plötzlich kein Interesse mehr, der große Herrscher über ein Land zu sein, das sich gewissermaßen am Schnittpunkt der Zeiten befand.

Er wollte so bleiben wie immer und würde das Reich seiner Mutter verlassen.

Mit ihr nicht, denn sie hatte davon gesprochen, daß sich ihre Wege irgendwann einmal kreuzen würden, und Myxin hatte auch noch die Sätze in Erinnerung, die von der Qualentreppe berichtet hatten.

Dort wollte er hin.

Und so kletterte er den Niedergang hoch.

Er setzte seine Füße auf die Stufen und dachte daran, daß er bald eine andere Treppe hochsteigen würde.

Endlich erreichte er das Deck.

Mit dem weißen Skelett auf dem Arm blieb er dort stehen und ließ seine Blicke kreisen.

Auf dem Schiff herrschte »Leben«.

Es war die Stunde der Geister, der gespenstischen Gestalten, die sich ausgebreitet hatten, heulend die Aufbauten umtanzten und die Dunkelheit über dem Schiff mit ihrem geisterhaften, unnatürlichen und fahlen Schein erhellten.

Und so ging Myxin weiter.

Jedes Heulen, jedes noch so schrille Wimmern und Jammern empfand er als einen Vorwurf gegen seine Person. Er wehrte sich auch nicht, denn er war es wert, von den anderen angegriffen zu werden.

Ein Muttermörder!

Mit dieser Tat beschäftigten sich seine Gedanken. Jeder Schritt wurdezur Marter. Myxin besaß kein Gewissen, aber durch die Vernichtung seiner eigenen Mutter würde er kaum herausfinden können, woher er überhaupt stammte. Dann blieb seine Herkunft im Dunkel der Zeiten verschollen.

Sie hätte ihm alles sagen und erklären können. Dabei hatte sie ihn noch gewarnt, sprach von den Sternen, die ihr gesagt hatten, daß der Kontinent versinken würde.

Atlantis ein Opfer des Meeres?

Myxin konnte und wollte es sich kaum vorstellen. Dieses Land durfte nicht verschwinden. Er wollte es halten, denn es stand in einer hohen Blüte, trotz vieler Kämpfe einzelner Gruppen untereinander, die immer wieder große Teile des Kontinents vernichteten.

Nun sah er ein, daß er einen Fehler gemacht hatte. Durch den Mord an Macha Rothaar hatte er mit dazu beigetragen, daß sich das Chaos in Atlantis vergrößerte. Und dies war nicht seine Absicht gewesen.

Myxin blieb dicht vor der hohen Bordwand stehen. Er blickte hinauf in den Himmel, sah dort den Wirrwarr der Geister, die ihre schnellen Runden drehten und dem Schiff einen unirdischen Glanz gaben, der sogar hinabreichte bis auf das Deck, wobei er dort die Planken und Aufbauten mit seinem blassen Leuchten übergoß.

War es das erste Anzeichen für ein Sterben dieser Dimension?

Myxin kannte das Land nicht gut genug, um dies bejahen zu können, rechnen mußte er immer damit.

Er gestand sich ein, den großen Fehler gemacht zu haben, doch er wollte, wenn es eben möglich war, einen Teil davon wiedergutmachen.

Das wichtigste Teil in diesem Land war die Treppe der Marter oder Qualen.

Seine Mutter hatte davon gesprochen, und Myxin wollte ihr einen allerletzten Gefallen erweisen, indem er sie auf der Treppe bestattete. Dort sollte sie bleiben und ihre letzte Ruhestätte finden, damit auch ihr Geist eingehen konnte in das Land der Gesichtslosen und vielleicht für alle Ewigkeiten erhalten blieb.

Von der Bordwand bis zum Land war die Entfernung zwar nicht unüberwindlich. Die Strecke normal zurückzulegen, hätte aber für Myxin eine gewisse Anstrengung bedeutet, und die wollte er auf keinen Fall eingehen. Deshalb setzte er seine Para-Kräfte ein und teleportierte sich und das weiße Skelett seiner Mutter an Land.

Kaum spürte er unter sich den weichen Sandboden, als ein gewaltiges Krachen erklang.

Das Geräusch war an Bord entstanden. Es wetterte als Echo zwischen den Felsen wider, und Myxin drehte sich herum.

Sein Blick traf das Schiff.

Violette Blitze umtanzten es wie ein gewaltiger Vorhang. Die über dem Schiff und an Bord schwebenden Geister gaben sie ab, als sie explodierten.

Urige und nicht faßbare Kräfte schienen sie auseinanderfetzen zu wollen. Die tanzenden Geister konnten ihnen nichts mehr entgegensetzen, wurden zerrissen, dabei aufgespaltet in Blitze, die wie nach unten schnellende Arme in die Planken und Aufbauten des Schiffes jagten.

Die Blitze reagierten ähnlich wie Hammerschläge. Sie droschen auf das Deck, sie zerstörten, sie wuchteten die einzelnen Teile auseinander, so daß selbst die starken Masten nicht mehr standhalten konnten und in zwei Hälften geteilt wurden.

Ein Krachen und Bersten erfüllte die Luft. Urgewalten hatten sich befreien können. Sie zerstörten das Schiff, rissen die schweren Teile aus dem Verbund und schleuderten sie in die Höhe, so daß sie fast die Wolken erreichten.

Aufbauten wurden zerfetzt, als bestünden sie nur mehr aus Pappe. Sie gerieten in den Dunstkreis der explodierenden Geister, wurden mit den Blitzen direkt konfrontiert und fingen plötzlich Feuer. Armlange Flammen schossen aus ihnen hervor. Ein brennender Sprüh entstand, wurde in die Höhe gewirbelt, verdichtete sich zu einem regelrechten Flammenregen, der wieder zurück auf das Schiff fiel und dort weitere Teile in Brand steckte.

An verschiedenen Stellen flackerten die einzelnen Feuer auf. Vom Bug bis zum Heck wirbelten und fauchten die Flammen. Sie schossen lohengleich davon, wobei sie wie gierige Arme waren, die nichts mehr ausließen und auch durch die zerbrochenen Planken in das Innere des Schiffskörpers jagten und dort weiterbrannten.

Wer sich von den Geistern nicht hatte retten können, wurde vom Feuer erfaßt. Die einzelnen Flammenspeere schienen mit ihren Spitzen die Fliehenden packen zu wollen, damit sie diese vernichten konnten und damit bewiesen, wer Herrscher in dieser Welt war.

Das Schiff wurde zum Raub des Feuers, und es zerstörte damit auch das Zentrum der Macht.

Myxin wandte sich ab.
Erst als er fast die Treppe erreicht hatte, blieb er wieder stehen und schaute zurück.
Das Schiff brannte lichterloh.
Die volle Länge war zu einem Opfer des Feuers geworden. Eine Wand aus grellrotem Feuer stand dort, zuckte, tanzte, brauste und loderte. Hoch über ihnen, wo die dunklen Schatten der Nacht den Widerschein verdrängten, tanzten die letzten Getreuen der Macha Rothaar. Grüne und violette Wesen, manchmal fahl und blaß, wirbelten in einem wilden Reigen durcheinander.
Hier war der Mittelpunkt einer Welt zerstört worden, ein Kernstück gewissermaßen, und Myxin fragte sich, ob diese Welt jetzt noch einen Zusammenhang besaß.
Glauben konnte er es nicht.
Auch über die gewaltigen Felsen der natürlichen Hafenbegrenzung huschte der flackernde Widerschein. Er legte sich ebenfalls auf das Wasser, so daß die kräuselnden Wellen einen blutigen Schimmer bekamen, der selbst noch draußen auf dem Meer seinen Widerschein fand.
Dann kam der Wind.
Auf einmal war er da.
Myxin wußte nicht, wo er seinen Ursprung gehabt hatte, er wehte plötzlich herbei, peitschte das Wasser zwischen den Felsen zu gewaltigen Wellen hoch, die wie Arme über das Schiff herfielen, als wollten sie die Flammen löschen.
Dies geschah nicht.
Der Wind fuhr statt dessen unter den Kiel des Bootes, schleuderte gleichzeitig den feinen Sand in die Höhe und baute einen gewaltigen Vorhang auf.
Dann packte er das Schiff.
Im nächsten Moment wurde das glühende Boot hoch in den Himmel geschleudert, wo es eintauchte in die graue Dunkelheit, so daß es an einen flammenden Komet erinnerte.
Myxin verfolgte den Weg des Schiffes mit seinen Blicken. Es war aus der Unendlichkeit des Kosmos gekommen und verschwand wieder in der Schwärze des Alls, wo seine Flammen verlöschten wie ein Streichholz im scharfen Herbstwind.
So also sah das Ende aus.
Mit Myxins Mord hatte es begonnen, mit der Zerstörung dieses Zentrums hörte es auf.
Gab es noch eine Chance?
Myxin sah sie in der Treppe der Martern oder Qualen. Er drehte sich um, stand plötzlich vor den breiten, gewaltigen Steinstufen, schaute in die Höhe und erkannte im nächsten Augenblick ihre unheimliche

magische Wirkung.

Diese Treppe war dabei, den Tod zu überwinden…

***

Gegenwart

Wir fielen!

Wie tief es vom Dach bis zur Straße war, wußte ich nicht. Jedenfalls konnten wir nicht überleben und würden irgendwo am Eingangzwischen den Büschen und gepflegten Fußwegen zu Boden prallen.

So also sah das Ende aus.

Jemand schrie.

Ich vernahm den Schrei sehr dünn. Ob es Shao gewesen war oder ich, konnte ich nicht einmal mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls umkrallte mich die Angst, und die heranrasende Erde schien mich regelrecht schlucken zu wollen.

Es war der absolute Horror.

Von Gefühlen zu sprechen, war in diesem Augenblick unwichtig.

Ich konnte nicht einmal feststellen, woran ich dachte. Meine Kleidung wurde aufgebläht. Leider reagierte sie nicht wie ein Fallschirm, so daß ich weiter in die Tiefe fiel und dabei auch nicht an Geschwindigkeit verlor.

Aus meinen Augen schossen die Tränen. Hinter den Ohren hatte sich ein dumpfes Gefühl ausgebreitet, ich spürte in meinem Kopf die dumpfen Hammerschläge, und das Brausen des Windes wurde für mich zu einem regelrechten Inferno, in das ich immer tiefer hineintauchte.

Bis zum Ende?

Wann würde es kommen? Wann würde ich diesen unheimlichen Schlag verspüren, der alles Leben auslöschte?

Ich wußte es nicht. Ich wußte nur, daß die Zeit schnell verrann und mir dennoch so langsam vorkam.

Der Schlag!

Ich spürte ihn, ich brüllte, ich hatte den Mund so weit aufgerissen, daß die Kiefer sich fast verrenkten, und wie in Trance hielt ich die Planke umklammert, als wäre sie mein letzter Rettungsanker.

Jetzt mußte doch alles vorbei sein!

Das war es nicht.

Ich hatte den ersten Schlag überstanden, auch den zweiten, der mich durchschüttelte, und mir gelang es, einen Arm auszustrecken und mich irgendwo festzuklammern.

Ich spürte dabei zwischen den Fingern ein seltsames Fell oder eine Haut. Gleichzeitig wurden meine Hände auch von etwas Weichem gestreichelt, das trotzdem einen gewissen Widerstand besaß, so daß

ich plötzlich wußte, was mir da gewissermaßen als Rettungsanker zwischen die Hand geraten war.

Das Gefieder des Adlers.

Garuda war im letzten Augenblick gekommen und hatte meinen Fall abfangen können.

Aber was war mit Shao?

Selbst in dieser Situation mußte ich an sie denken, da sie mit mir zusammen vom Dach gefallen und in die Tiefe gerast war.

Da ich bäuchlings auf dem starken Rücken des Adlers lag, die Gefahr einigermaßen gebannt war und zudem der Fall nicht mehr so rasend vollzogen wurde, gelang es mir, nach vorn zu blicken.

Trotz der tränennassen Augen sah ich Shao.

Sie war gerettet worden.

In der Nähe des Kopfes pendelte sie, wurde vom Schnabel des mythischen Vogels gehalten und hatte einen Arm um den Hals geklammert. So blieb sie relativ sicher.

Natürlich hatte ich zahlreiche Fragen, aber es war nicht der richtige Ort und Zeitpunkt, sie jetzt zu stellen. Allein unsere Rettung zählte, und da hatte sich Garuda als der wahre Meister erwiesen, denn er schaffte uns durch die Straßenschluchten, um anschließend wieder in die Höhe zu steigen, damit er auf einem Dach und fern menschlicher Blicke landen konnte.

Das geschah.

Ich war verwundert, daß wir gerade auf dem Dach unseren Platz fanden, von dem wir gefallen waren. Kaum stand ich mit zitternden Knien, als ich mich auch schon drehte und dorthin blickte, wo sich die gefährlichen Killerschlangen konzentriert hatten.

Dort sah ich nichts mehr von ihnen. Keine einzige Schlange ringelte über den grauen Dachboden.

Diese Tatsache überstieg mein Fassungsvermögen. Mit einer entsprechenden Frage allerdings hielt ich mich zurück, weil ich zunächst sehen wollte, wie Garuda reagierte.

Auch Shao stand auf dem Boden. In ihrem Gesicht las ich den Unglauben. Sie konnte es nicht fassen, daß sie diese höllische Reise in die Tiefe hinter sich hatte, und ich sah ihr an, daß sie dicht vor einem Zusammenbruch stand.

So weit wollte ich es nicht kommen lassen. Bevor ihre Knie nachgaben, sprang ich hinzu, stützte Shao ab, und sie fiel in meine Arme, während Garuda, der menschenähnliche Adler, uns zuschaute.

Ich drückte Shao so gegen meine Schulter, damit sie den Adler nicht anzublicken brauchte. Ich richtete meinen Blick auf ihn, und er wußte in meinen Augen die Frage gelesen haben, denn er begann damit, mich anzusprechen.

»Ich mußte so lange warten, um euch zu retten«, erklärte er mir.

»Ich jedenfalls hatte bereits mit meinem Leben abgeschlossen. Hast du inzwischen die Schlangen vernichtet?« wollte ich wissen.

»Ja, ich trieb sie zurück.«

Es war für mich nach wie vor ein Phänomen, daß ich mit dieser Gestalt reden konnte und stellte die nächste Frage. »Aus welchem Grunde hast du sie nicht vorher getötet. Du hättest Shao und mir viel Aufregung ersparen können.«

»Ich wollte erst sichergehen.«

»Wobei?«

»Es geht um das Bild. Noch immer befinden sich Reste der Kraft des gefährlichen Fratzengesichts darin. Diese haben sich konzentriert und sind so stark geworden, daß sie die Schlangen herbeiholten. Sie wollten dich daran hindern, einen Rettungsversuch zu unternehmen. Aus diesem Grund hielt ich mich zurück.«

Ich mußte ihm diese Antwort abnehmen, obwohl sie mich nicht befriedigt hatte. »Jetzt ist die Gefahr vorbei – oder?«

»Zumindest der erste Ansturm.«

Ich grinste schief. »Wann kann ich mit dem zweiten rechnen?«

»Hier nicht mehr.«

»Wo dann?«

Er gab mir keine direkte Erwiderung, sondern fragte nur mit scharfer und sehr betonender Stimme: »Bist du bereit, für einen Freund durch die Hölle zu gehen?«

»Das bin ich!«

»Bist du auch bereit, die schlimmsten Qualen auf dich zu nehmen, auch wenn du dabei in Lebensgefahr gerätst?«

»Auch das will ich machen.«

»Dann geh und hole den drittletzten Dolch, der sich in deinem Besitz befindet.«

»Ich soll noch mal in die Wohnung zurück?«

»Ja. Oder kannst du ihn herzaubern?«

Das konnte ich natürlich nicht. Der Weg in die Wohnung kam mir sehr gelegen, denn jetzt konnte ich Shao mitnehmen und dort absetzen. Sie blieb dicht an meiner Seite. Erst als wir uns im Lift befanden, begann sie wieder zu sprechen.

»John, mein Gott, was ist da alles geschehen, und was kommt noch auf uns zu?«

»Auf mich, Shao, nicht auf dich. Du wirst im Haus bleiben. Ich gehe allein.«

Sie klammerte sich an mir fest, schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Das kannst du doch nicht, John. Du bist einfach zu schwach. Du wirst es nicht überleben.«

»Wir haben auch den Sturz vom Dach überstanden«, erwiderte ich ziemlich locker.

»Ja, aber das war etwas anderes.«

»Trotzdem, Shao. Ich kann einfach nicht kneifen. Das mußt du verstehen. Es ist mein Job.«

Sie nickte, als sich die Tür öffnete, und schaute während des Sprechens auf ihre Zehenspitzen. »So etwas Ähnliches habe ich schon öfter gehört, wenn Suko davon redete. Auch für ihn ist es immer nur der Job. Irgendwann einmal wird es schiefgehen.«

Vor meiner Wohnungstür blieb ich stehen. »Bitte, Shao, mach daraus jetzt keine Grundsatzdiskussion! Du weißt, daß ich nicht anders handeln kann. Würde ich einmal damit anfangen, müßte ich es immer wieder tun und könnte nicht mehr in den Spiegel schauen. Vor meinem eigenen Gewissen stände ich wie ein Schuft da.«

»Ich weiß ja«, sagte Shao, »daß du recht hast, John. Aber versuche auch, mich zu verstehen, und der Schock des Vom-Dach-Fallens sitzt bei mir noch tief.«

Selbstverständlich konnte ich das verstehen. Wir diskutierten das Thema auch nicht länger aus, da ich mich beeilen wollte und auch mußte. Es ging um Mandras Rettung. Wenn ich ihn aus der Planke befreien konnte, hatte ich schon viel gewonnen.

Ich brachte Shao zurück in ihre Wohnung, sprach noch einmal einige deutliche Worte und nahm ihr auch das Versprechen ab, daß sie Suko und die anderen informieren wollte.

Dann ging ich.

Meine Wohnung, so klein sie auch war, kam mir plötzlich so herrlich groß vor. So anders, so neu, denn ich hatte Schlimmes hinter mich gebracht und spürte erst jetzt richtig den Schock, der mich überkam. Meine Knie begannen zu zittern, und das Gefühl lief auch über den gesamten Körper bis hoch zum Nacken, wo es sich in einer Gänsehaut manifestierte.

Ich führte den Dolch nicht immer mit. Er hatte ebenfalls seinen Platz in dem Schrank gefunden, wo auch der Kelch des Feuers stand. Auch seine Kräfte waren längst nicht alle erforscht und ausgelotet, doch mich quälten momentan andere Sorgen.

Konnte ich es schaffen und meinen Freund Mandra Korab aus der Planke befreien?

Und von welcher Hölle hatte Garuda gesprochen?

Das alles mußte ich herausfinden. Meine rechte Hand streckte ich nach der Waffe aus.

Sieben Dolche hatte es gegeben.

Vier von ihnen befanden sich in Mandra Korabs Besitz, zwei waren im Lande Aibon verschwunden, während ich den letzten unter meine Fittiche genommen hatte.

Vielleicht konnte er dem Inder helfen.

Ich steckte ihn ein. Er paßte genau in die Scheide, in der sonst mein

Silberdolch gesteckt hatte. Der war leider verschwunden. Der Urdämon Baal hatte ihn mir abgenommen, ihn für seine Zwecke umfunktioniert, und ich wußte nicht, wo er sich jetzt befand und ob er überhaupt noch die Eigenschaften besaß wie früher.

Zudem gab es zwischen dem Dolch und dem Kreuz eine Verbindung, die ich bisher noch nicht herausgefunden hatte.

Den Dolch in die Scheide steckend, wandte ich mich um und verließ meine Wohnung.

Ich wollte Garuda nicht zu lange warten lassen und hoffte, daß sich auch keine Schlangen mehr dort aufhielten, wo wir beide uns treffen wollten.

Deshalb war ich ziemlich vorsichtig, als ich die Dachtür öffnete und zunächst einmal hinausschaute.

Leer fand ich es vor mir.

Bevor ich es betrat, schaute ich mir noch einmal den Dolch an. Ich wollte sehen, ob sich vielleicht irgend etwas an ihm verändert haben könnte. Das war nicht der Fall. Die Waffe sah aus wie immer, und sie besaß ein gewisses Geheimnis, denn jeder, der den Dolch ansah, mußte von ihm fasziniert sein. Die Waffen hatten einmal Wischnu, einem der höchsten Götter Indiens, gehört, und sie waren aus den Armen sterbender Dämonen angefertigt worden. So konnten sie auch die Totengöttin Kali schwächen oder zurückschlagen, denn zu ihren Dienern hatten die sterbenden Dämonen gehört.

Da Garuda das Reittier des Gottes Wischnu gewesen war, mußte auch er von den Dolchen wissen. Vielleicht hatte er deshalb so darauf gedrungen, daß ich diese eine Waffe mitnahm.

Gefunden hatte diese Dolche Mandra Korab. Er war ein Reiner und gehörte zu der obersten Klasse. Ihm waren sie gewissermaßen zugeteilt worden, denn nur er konnte ihre Kraft ausnutzen.

Man konnte sie als normale Waffen bezeichnen, und dennoch waren sie anders.

Griff und Klinge unterschieden sich in der Farbe voneinander. Die Klingen bestanden zwar aus einem stahlähnlichen Material, dennoch sahen sie nicht so aus wie normale Waffen. Von ihnen ging kein helles Glänzen aus, vielmehr eine unheimliche Schwärze, die mit der des lichtlosen Alls zu vergleichen war.

Anders die Griffe.

Sie leuchteten in einem dunklen Rot, das in seinem tiefsten Innern eine gewisse Schlierenschicht angenommen hatte, die mich persönlich an geronnenes Blut erinnerte.

Ich dachte nicht mehr weiter über Herkunft und Funktion der Waffe nach, sondern war froh, daß sie sich in meinem Besitz befand.

Ich betrat das Dach, der Wind packte mich und wirbelte meine Haare durcheinander. Diesmal wartete Garuda. Seine Umrisse hoben sich

deutlich von der Finsternis ab, und neben ihm lag auch die Planke mit Mandras Gesicht darin, die er zu bewachen hatte.

»Du hast den Dolch?« fragte er mich zur Begrüßung.

Statt einer akustischen Antwort holte ich die Waffe hervor und zeigte sie ihm.

Er nickte.

Ich betrat das Dach und ging dabei auf ihn zu, mit dem Dolch auf dem Handteller. Erst dicht vor dem Adler blieb ich stehen.

Der Wind kam von der rechten Seite. Er jagte in meine Kleidung, hob die Jackenschöße hoch und fuhr kalt gegen meine Haut. Das Gesicht des Adlers starrte auf die Klinge.

Wieder begann er zu sprechen. Während sich der Schnabel bewegte, waren die Worte sehr deutlich zu verstehen.

»Diesen Dolch wirst du hüten wie deinen Augapfel. Ebenso wie die Planke, die du mitnehmen mußt, damit Mandra Korab befreit werden kann.«

»Wohin soll ich sie nehmen?« Endlich kam ich dazu, nach dem Ziel der Reise zu fragen.

»Zur Treppe der Qualen.«

Tief holte ich Luft. Ich wußte, daß Dämonen und auch alte Völker gewisse Orte umschrieben hatten. So auch diese Treppe der Qualen.

Gehört hatte ich nie von ihr. Mir war nicht bekannt, wo sie lag und wer sie angelegt hatte.

Deshalb fragte ich: »Was ist sie genau?«

»Ein Weg in ein Land, das nicht mehr existiert. Durch den Mord an seiner Königin wurde es vernichtet. Nur die Treppe der Qualen blieb, sie ist wieder aufgetaucht, und mit ihr wirst du es zu tun bekommen, John Sinclair.«

»Was ist es für ein Land, das vernichtet wurde?« wollte ich wissen.

»Das Reich der Gesichtslosen, deren Königin Macha Rothaar hieß. Sie wurde von ihrem eigenen Sohn umgebracht.«

»Davon habe ich nie gehört.«

»Das glaube ich dir. Dafür wird dir der Kontinent Atlantis ein Begriff sein.«

»Und ob.«

Der Adler bewegte seinen großen Vogelkopf nickend. »Das Reich der Gesichtslosen gehörte zu Atlantis. Es war ein Teil davon, eine Wohnstatt der Geistwesen, die von Macha Rothaar beherrscht wurde. Noch vor dem Untergang starb es und ging ein in die Unendlichkeit.«

Ich war überrascht und gleichzeitig schockiert. »Was hast du mit diesem Reich zu tun?«

Der Adler erklärte mir auch dies. »Ich diente dem Gott Wischnu als Reittier. Wir jagten durch Dimensionen und Zeiten. So sahen wir auch das Land kurz vor seinem Untergang. Ich mußte dort landen, weil

Wischnu sich die Treppe der Qualen anschauen wollte. Er hat sie magisch beeinflußt und sie für sich eingenommen. Als ein Reservoir der Seelen. All die, die die Treppe vor dem Untergang bildeten, haben ihn auch überlebt, und ihre Gesichter sind dort zu sehen. Doch sie leiden Qualen, es ist wie eine Hölle, denn die Magie des Fratzengesichts hat sich ebenfalls eingeschaltet und die Treppe in ihren Besitz gebracht. Sie wurde Wischnu entrissen. So dient sie noch heute als magische Falle für das Fratzengesicht.«

»Und dort finde ich Mandra?« hauchte ich.

»Nein, du findest ihn dort nicht. Aber es gibt auf der Treppe eine Stelle, die frei ist. Dort befindet sich eine Lücke, die du ausfüllen mußt. Verstehst du?«

Diesmal nickte ich und staunte. »Ich muß demnach die Planke nehmen und sie genau in die Lücke oder freie Stelle legen, wenn ich mich nicht irre.«

»So wird es sein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist Wahnsinn!« flüsterte ich. »Kaum zu fassen.« Dann nickte ich wieder. »Gut, was ist, wenn ich es getan habe?«

»Dann mußt du abwarten.«

»Wie?«

»Ich bin nicht allwissend«, erklärte der Adler. »Ich kann dir dort auch nicht helfen. Du mußt mit der Treppe und deren Magie allein fertig werden.«

»Dann schaffst du mich hin?«

»Richtig.«

»Und wo liegt die Qualentreppe?«

»Fern, sehr fern von hier.«

»In einer anderen Dimension? Vielleicht in der Vergangenheit?« hakte ich nach, da mir Garuda nicht schnell genug antwortete.

»Sie lag in der Vergangenheit«, erklärte Garuda. »Da sie überlebt hat, befindet sie sich nun in der Gegenwart.«

»Aber auf dieser Welt?«

»Das stimmt. Nur sehr weit weg. An einem Ort, den bisher kein Mensch entdeckt hat, weil das Meer ihn erst vor kürzer Zeit freispülte. Würden die Menschen den Platz finden, könntest du nicht mehr hin, weil es dort von Forschern wimmeln würde.«

Die Auskünfte waren mir noch immer zu vage. »Kannst du dich nicht genauer ausdrücken?«

»Es ist das Mittelmeer, das die Felsen umspült. Als du in dem Land warst, aus dem ich dich geholt habe, gab es im Wasser ein gewaltiges Beben, das sogar den Meeresboden erschütterte, kleine Inseln verschwinden ließ, so daß andere Platz hatten, sich zu zeigen. Sie wurden aus dem Wasser gedrückt. Auch das Stück Insel, auf dem die

Treppe zu sehen ist. Zudem ist es das Urgestein aus dem alten Atlantis.«

Jetzt konnte ich begreifen, aus welchem Grund der Adler so vor Forschern gewarnt hatte. Wenn Archäologen und Urzeitforscher mitbekommen hätten, was da passiert war, wären sie nicht mehr zu bremsen gewesen. Sie hätten das kleine Eiland gestürmt!

Endlich ein Rest, ein kleiner Beweis des längst versunkenen Kontinents. Das war schon was. Die Menschen hätten rotiert. Nun, ich war froh, daß nur sehr wenige davon wußten.

»Hast du alles behalten?« fragte mich der Adler.

»Das habe ich.«

»Dann möchte ich, daß du immer an die Planke denkst. Hast du verstanden? Die Planke ist ungemein wichtig. Vielleicht wird man dich daran hindern wollen, die Lücke damit auszufüllen. Du jedenfalls darfst dich nicht stören lassen. Du mußt deiner Aufgabe nachkommen, egal, was auch immer geschehen sollte. Weder Hagel, Donner noch Blitz dürfen dich von deiner Aufgabe abhalten.«

Während dieser Worte war ich auf den Rücken des Adlers gestiegen. Mittlerweile hatte ich mich an die Tatsache und an dieses Gefühl gewöhnt, obwohl es schon mehr als außergewöhnlich war, inmitteneiner hochtechnisierten Welt wie dieser hier, auf einem Vogelrücken durch die Luft zu jagen und einer Ungewissen Zukunft entgegenzusehen.

Garuda beherrschte die Gabe des Zeitsprungs. Für ihn schmolzen dadurch die Entfernungen auf ein Minimum zusammen. Das merkte ich sehr schnell. Plötzlich verschwand das Dach unter mir, auch der Himmel wurde ein anderer, und dann verwischten gewissermaßen die Grenzen von Zeit und Raum, so daß ich meinem neuen Ziel entgegengebracht wurde. Der Treppe der Qualen…

Vergangenheit – Atlantis Myxin stand da und schaute auf die in den dunklen Felsen gehauenen Stufen.

Die Treppe war gewaltig, die obersten Stufen bekam er kaum zu Gesicht, denn sie bildeten buchstäblich mit den düsteren Felsen eine Einheit.

Hinter Myxin war das Schiff verschwunden. Dennoch hatte er das Gefühl, eine Hölle zu erleben, denn der Wind hatte nicht abgeflaut, im Gegenteil, an Stärke hatte er zugenommen.

Er fuhr über das Wasser, türmte die Wellen zu gewaltigen Bergen auf und trieb diese mit immenser Kraft gegen das Ufer und damit auch in die Felsregion hinein. Die Wasserberge wurden gebrochen und schäumten in den Hafen hinein, wo sie erst dicht vor den Füßen des kleinen Magiers zur Ruhe kamen.

Gischtfontänen wurden von den Felsen zurückgeschleudert und so weit über den Strand geworfen, daß sie auch Myxin trafen und ihn mit

einem sprühenden Schleier übergossen.

Davon ließ sich der kleine Magier nicht abhalten. Mit dem weißen Skelett auf den Armen betrat er die ersten Stufen der Qualentreppe, eingehüllt in hochgewirbelten Sand und Sprühwasser, begleitet vom Heulen des Sturmes.

Myxin mußte sich anstrengen, um von den Kräften der Natur nicht weggeweht zu werden. Jeder Schritt bedeutete bei ihm gleichzeitig eine Gewichtsverlagerung. Nur so konnte er sich gegen die Gewalten richtig anstemmen.

Und er ging weiter.

Der kleine Magier erreichte die zweite Stufe. Sand fuhr darüber hinweg, nahm ihm für einen Moment die Sicht, und als er wieder freie Sicht hatte, sah er das Gesicht in der Stufe.

Eine verzerrte, knochige Fratze. Hände, die auch nicht mehr waren als dürre, fleischlose Finger. Sie waren zu beiden Seiten des Gesichts erschienen.

Mit der knöchernen Last seiner toten Mutter auf den Armen stieg Myxin weiter. Er spürte auch die Kraft jeder einzelnen Stufe, die ihn packen wollte, wenn er auftrat.

Dagegen stemmte er sich an und registrierte mit Begeisterung, daß die anderen es nicht schafften, ihn zurückzuhalten, sosehr sie sich auch bemühten.

Myxin ging weiter.

Er wußte, daß es noch eine leere Stufe geben mußte, wo er seine Mutter begraben konnte.

Bisher waren alle besetzt gewesen. Im rauhen Gestein schimmerten die Gesichter der Dienerinnen, die vor dem Brand des Schiffes als gesichtslose Wesen umhergegeistert waren.

Je mehr sich Myxin innerhalb des tosenden Sturms der Treppenmitte näherte, um so breiter wurden die Stufen. In der Mitte hatten sie die größte Breite erreicht.

Hier blieb der kleine Magier stehen.

Er mußte sich ducken, da der Orkan wie ein hungriges Raubtier heranfuhr, das alles schlucken wollte.

Er peitschte den Sand, brachte gleichzeitig das Wasser und ließ die Felsen erzittern.

Der Untergang war nahe.

Myxin, mit sehr sensiblen Antennen ausgestattet, spürte dies genau und sah die leere Stufe vor sich, denn sie hatte er zum Grabplatz seiner Mutter auserkoren.

Dort sollte Macha Rothaar ihre letzte Ruhestätte finden, wenn es nach dem kleinen Magier ging.

Die Treppe der Qualen mußte mit diesen Wesen hier in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Wie es genau ablief, darum

hatte sich Myxin nicht gekümmert. Er wollte es zudem nicht, andere Dinge waren ihm wichtiger.

Es war nicht leicht, den Gewalten des Sturms zu trotzen, aber Myxin schaffte es, das weiße Skelett auf die Breitseite der Stufe zu legen und es auch festzuhalten, damit es von einer plötzlichen heranwirbelnden Bö nicht weggerissen werden konnte.

An ihm zerrte der Wind. Er mußte sich hinknien, drückte mit seinen Händen auf das Knochengerüst und stellte mit Überraschung fest, daß die Stufe eine gewisse Nachgiebigkeit zeigte.

Inmitten einer tosenden Hölle hockte der kleine Magier als geduckte Gestalt und preßte das Skelett gegen die Stufe, die dieses Opfer annahm.

Die Stufe verschlang die Knochenfrau.

Sie bekam in diesem Augenblick Ähnlichkeit mit einem Sumpf oder einem Moor, das ihr Opfer gern annahm, um es nie mehr wieder herzugeben.

Myxin richtete sich so weit auf, wie es der Sturm zuließ. Wahre Sandberge wurden gegen ihn und die Treppe geschüttet. Die Erde hatte ihre Pforten geöffnet. Donner erfüllte den Himmel. Der Sturm heulte und toste wie wahnsinnig, und der war für den kleinen Magier so etwas wie ein Vorbote des Untergangs.

Macha Rothaar hatte von dem großen Untergang des Kontinents gesprochen. Dazu durfte es nicht kommen, zunächst einmal wurde ihr Reich zerstört.

Dunkel war der Himmel. Der aufgewirbelte Sand nahm jegliche Sicht. Hinzu kamen die schwarzgrauen Wolken, die sich zwischen die gewaltigen Schleier schoben und regelrechte Berge bildeten, so daß ein Chaos entstand, wie es diese Welt noch nicht erlebt hatte.

Das Wasser wurde zu einem gierigen Tier.

Felsen, die bisher standgehalten hatten, erzitterten in ihren Grundfesten, begannen zu beben und in ihrer inneren Struktur zu zerreißen. Nicht allein der Sturm trug hierbei die Schuld, es waren auch Kräfte am Werk, die man mit einer magischen Stärke belegen konnte.

Myxin wußte, daß er trotz seiner Widerstandsfähigkeit in den Untergangsstrudel mit hineingezogen werden konnte, deshalb verschwand er besser.

Einen letzten Blick warf er auf die Treppe.

In der Stufe lag das weiße Skelett. Die Mundhöhle weit geöffnet, die Knochenarme dicht an den Körper gelegt, stumm und irgendwie drohend oder ein Versprechen abstrahlend.

Myxin duckte sich, als hätte er Peitschenhiebe bekommen. Er hatte seine Mutter getötet, ihm würde man alles anlasten, und er konnte nicht mehr hinschauen.

Das Geheimnis seines Werdens, seiner Existenz würde wohl für alle Zeiten im Dunkel der Ewigkeit verschwunden bleiben.

Gegen den Sturm stemmte sich Myxin an, als er die nächsten Stufen hochging und bereits die düstere Wolke sah, die sich am Ende der Treppe gebildet hatte und allmählich hinabrollte.

Ihr wollte der Magier entgehen.

Abermals setzte er seine Para-Kräfte ein, und die waren stärker als der Sturm.

Durch Teleportation entkam Myxin dem Grauen und dem Untergang dieses Reiches.

Das Land der Gesichtslosen ging unter. Es verschwand in der Vergangenheit. Auch Myxin dachte nicht mehr daran, denn die anderen Kämpfe forderten ihn zu sehr.

Etwas jedoch blieb stets in seiner Erinnerung haften.

Er, Myxin, war ein Muttermörder!

***

Gegenwart

»Und das, meine Freunde, bin ich auch heute noch«, erklärte Myxin.

»Ein Muttermörder.« Er hob die Schultern und starrte auf die Spitzen seiner Schuhe.

Die anderen schwiegen. Keiner wußte, was er sagen sollte. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Konnte oder durfte man Myxin überhaupt einen Vorwurf machen? Im Prinzip nicht, er hatte damals so gehandelt, wie man es von einem Magier oder Dämon verlangte, und er hatte nicht gewußt, daß es sich bei Macha Rothaar im seine Mutter handelte.

»Ihr sagt nichts«, flüsterte er.

»Was sollen wir dir erwidern?« fragte Bill. »Es ist einzig und allein dein Problem, Myxin. Du mußt damit fertigwerden. Wir können dir da beim besten Willen nicht helfen.«

Kara hob ihre rechte Hand. Mit einer fürsorglich wirkenden Geste legte sie die Finger auf Myxins Schulter, bot dem leinen Magier somit einen gewissen Schutz und schenkte ihm Vertrauen, das er unbedingt in dieser Situation brauchte.

»War Macha Rothaar wirklich tot?« sagte Suko.

»Natürlich. Ich habe selbst ihr Skelett ur Treppe der Qualen getragen.«

»Aber eure Wege sollten sich kreuzen.«

»Das haben sie auch.« Myxin nickte in Richtung Klavierflügel.

»Schaut dorthin. Die Frau, die man da hineingelegt hat, ist gewissermaßen meine Mutter.«

»Dann ist sie zum zweitenmal gestorben«, ächzte Bill.

»So kann man es sehen.«

Sheila war bei diesen Worten eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen. »Wie ist das möglich gewesen?« hauchte sie.

Der kleine Magier hob die Schultern. »Ganz einfach. Die Prophezeiung hat sich erfüllt. Macha Rothaar war mächtig. Ich habe ihren Körper zwar vernichtet, jedoch nicht ihren Geist. Der hat es geschafft und einen neuen Körper gefunden. Eben in dieser Gabriela di Fanti. Weit über zehntausend Jahre später. Davon ahnte Gabriela natürlich nichts. Sie wuchs völlig normal auf und besaß nur eine außergewöhnliche musische Begabung, was auch nicht mit meiner Mutter in einen Zusammenhang zu bringen ist. Ich weiß nicht einmal, ob sie zu Lebzeiten von ihrer ersten Existenz gewußt hat. Möglich ist es gewesen, ja, ich nehme sogar an, daß sie es sehr deutlich wußte, da sich der Geist meiner Mutter auf irgendeine Art und Weise artikulieren mußte. Gabriela mußte gespürt haben, daß da noch etwas anderes war als ihre Existenz. Leider geriet sie in einen fürchterlichen Kreislauf. Der russische KGB nutzte sie für ihre Zwecke aus. Wieso sie für diesen Geheimdienst arbeitete, weiß ich nicht.«

»Vielleicht war sie auch keine di Fanti«, vermutete Bill.

»Das kann sein«, stand Suko dem Reporter bei. »Es gibt ja Menschen, die werden von irgendwelchen Geheimdiensten aufgebaut. Denen gibt man eine Tarnexistenz und schon hat sich die Sache. In Wirklichkeit heißen die Smith, oder Myer.«

Bill Conolly hob die Arme und ließ sie wieder sinken. »Wie dem auch sei, wir kommen so nicht weiter, denn Gabriela wird uns kaum mehr Auskünfte geben können.« Er schaute Myxin an. »Oder meinst du, daß sie gar nicht tot ist und der Geist der Mutter sich auf die Suche nach einem dritten Körper macht, in dem er…«

»Keine zu großen Spekulationen, Bill. Sie ist tot, der Geist meiner Mutter wird leben. Dabei kann es allerdings wieder Tausende von Jahren dauern, bis er einen neuen Körper gefunden hat.«

»So lange leben wir nicht«, sagte der Reporter.

»Nein, bestimmt nicht.«

Suko drehte sich um. »Ich werde mal sehen, daß wir über die beiden Russen weiterkommen. Vielleicht reden sie mehr, wenn sie erkennen, in welch einer Lage sie sich befinden.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Myxin.

»Zumindest hoffe ich, Informationen zu bekommen. Über Gabriela können sie ja reden.«

»Versuche es.«

Suko ging hinter die Bühne, wo sie die beiden Killer-Agenten zurückgelassen hatten.

Sie lagen noch immer so, wie sie verlassen worden waren. Und sie sahen nicht so aus, als wären sie weichgekocht worden. Die Blicke, mit denen sie Suko bedachten, sprachen Bände.

»Euch ist klar, was euch erwartet?« fragte der Inspektor.
»Nein.« Sorrow hatte geantwortet, und er lachte breit.
»Das kann ich nicht unterstreichen. Ihr habt einen Mord begangen, und da hilft euch nichts. Wir werden alles genau rekonstruieren und euch die Beweiskette vorlegen. Weshalb habt ihr sie getötet?«
»Wir brachten sie nicht um.«
Suko nickte. »Wie ihr wollt. Aber sie war euer Schützling, oder irre ich mich da?«
»Wir kannten sie nicht.«
»Wirklich nicht?«
»Nein.«
Suko bückte sich und begann, die Taschen der beiden Agenten zu durchsuchen. Er fand Papiere, die auf die Namen Sorrow und Klakev lauteten. Mehr entdeckte er nicht. Auch keinen Hinweis auf Gabriela di Fanti. »Sie hat ihr Gesicht verloren«, murmelte Suko.
»Kann mir einer von euch sagen, wie das geschehen konnte?«
»Frag sie doch selbst«, erwiderte Klakev und begann leise zu lachen.
»Was hattet ihr mit ihr vor?« Suko ging auf die Antwort nicht erst ein. »Ihr habt genau gewußt, daß es sich um eine andere Person handelte, nicht wahr?«
»Wie?«
»Gabriela di Fanti hieß nicht so. Sie führte ein zweites Leben. Ihr erstes hatte sie hinter sich. Es lag lange zurück. Sehr lange sogar. Da gab es mal einen Kontinent. Die Menschen haben ihn Atlantis getauft. Er ist versunken, aber nicht alle sind umgekommen. Es gibt genügend Personen, die überlebt haben. Dazu zähle ich auch die Tote. Sie war nicht die, für die ihr sie gemacht habt, trotz der Tarnexistenz, die ihr für Gabriela aufgebaut habt. Sie war eine andere.«
»Wer soll sie denn gewesen ein?« wollte Sorrow wissen.
»Vielleicht jemand aus Atlantis.«
Die beiden Russen begannen zu lachen, und Suko sah ein, daß es keinen Sinn hatte, mit ihnen zu reden. Deshalb drehte er sich um und verschwand. Er gesellte sich wieder zu den anderen, die ihn erwartungsvoll anschauten und miterleben mußten, wie der Inspektor die Schultern hob. »Da ist nichts zu machen, sie schweigen wie die Austern.«
»Dann laß sie abholen«, schlug Bill vor. »Unser Geheimdienst wird sich über den kostenlosen Service sicherlich freuen. Die beiden scheinen mir verdammt viel zu wissen.«
»Der Meinung bin ich auch«, erklärte Suko.
Myxin stand neben dem Flügel und schaute auf die Tote. Manchmal strich er mit der Hand über das Haar oder ließ die Strähnen zwischen seine Finger gleiten.
»Woran denkst du?« fragte Suko, als er das nachdenkliche Gesicht

seines Freundes sah.

Der kleine Magier ließ das Haar los. »Es muß einen Grund geben, daß diese Sache jetzt und heute passiert ist.«

»Wie meinst du?«

»Ich weiß es auch nicht. Nichts geschieht ohne Motiv. Ich hatte einen Tip oder Hinweis bekommen, daß wir hier gewissermaßen etwas finden würden. Da liefen plötzlich Fäden von allen Seiten zusammen. Was, so frage ich euch, ist geschehen?«

Bill begann zu lachen. »Wir können dir keine Antwort geben. Was mit Atlantis zusammenhängt, ist allein dein Problem. Du hast damals gelebt. Kara ebenfalls. Nur ihr beide könnt im Prinzip das Rätsel lösen, das den Tod dieser Frau umgibt.«

Myxin widersprach nicht. Er sagte nur: »Als ich meine Mutter tötete, existierte Kara noch nicht. Ihr Leben begann erst viel später. Das Land der Gesichtslosen ist damals zerstört worden. Ich habe einen Teil des Untergangs erlebt, aber vielleicht hat ein Rest überlebt. Das kann man ja nie wissen.«

Kara hatte sehr genau zugehört. »Schließt du bei dieser Antwort auch den Geist deiner Mutter mit ein?«

»Daran habe ich in der Tat gedacht.«

»Dann müßte er noch frei sein.«

Myxin nickte. »Und vielleicht kann es uns gelingen, ihn zu beschwören. Was hältst du davon?«

Sheila meldete sich spontan. »Ich finde es erschreckend!« flüsterte sie. »Das ist einfach furchtbar. Myxin, du bist der Mörder deiner Mutter. Du kannst doch nicht…«

»Ich kann vieles«, erwiderte der Magier. »Auch mir ist es nicht recht, dies zu tun. Manchmal verlangt die Situation, daß man über seinen eigenen Schatten springen muß.«

»Also, ich könnte so etwas nicht«, sagte Sheila. »Das wäre für mich ganz unmöglich.«

»Davon einmal abgesehen!« mischte sich Suko ein. »Wo wollt ihr diese Beschwörung denn durchführen.«

»An einem Ort der Magie natürlich«, erklärte der Magier. »Bei den Flammenden Steinen.«

Die anderen nickten. Jeder von ihnen wußte, daß die Steine ein Refugium der Magie waren, und seit einiger Zeit gehorchten sie wieder den beiden, da die Steine von Arkonadas Einfluß befreit worden waren.

»Einverstanden?« wandte sich Myxin fragend an seine Gefährtin.

Kara nickte. »Natürlich. Wir müssen ja etwas versuchen. Die Dinge sind nicht umsonst geschehen.«

»Da hast du recht.« Myxin nickte den anderen zu. »Ihr werdet euch bestimmt um die Tote kümmern.«

»Wobei ich mich frage, wie ich das Verschwinden des Gesichts erklären soll«, meinte Suko.
Myxin lächelte schmal. »Das ist eine Sache, bei der ich dir keinen Rat geben kann.«
»Wir werden sehen.«
Myxin und Kara verabschiedeten sich von den Freunden. Ihnen war es vergönnt, durch die magischen Kräfte des Schwerts mit der goldenen Klinge, die Reise zu den *flaming stones* innerhalb einer winzigen Zeitspanne durchzuführen.
Zurück blieben die anderen.
Nachdenklich waren sie, aber auch ratlos.
Bill sprach von John Sinclair. »Ob er eine Idee gehabt hätte? Was meint ihr?«
Suko schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Bill. John hätte ebenso vor den vollendeten Tatsachen gestanden wie wir auch. Damit mußt du dich abfinden.«
Niemand widersprach, und Suko machte sich bereit, die Kollegen anzurufen.

***

Ich hörte das Rauschen der Wellen, ich sah das weite Meer, ich erkannte den allmählich dunkel werdenden Himmel, und ich entdeckte im Gegenlicht der untergehenden Sonne dicht am Horizont die Umrisse eines großen Schiffes.
Eine Idylle im Meer.
So konnte man die kleine Insel bezeichnen, aber ich wußte genau, daß sie Gefahren in sich barg, und ich wußte ebenfalls, daß ich auf einem Gestein stand, das uralt war und eine blutige Geschichte erlebt hatte. Es war der Rest eines Landes, das von einer starken Magie vernichtet worden war.
Garuda hatte mich verlassen und mir erklärt, daß seine Aufgabe beendet sei. Zudem wollte er sich noch um die Schlangen kümmern, die plötzlich auf dem Dach zu sehen gewesen waren.
Ich hatte sie ja selbst erlebt und kannte ihre scharfen Bisse, die mich malträtiert hatten. Damals waren mir die Schlangen wie Zitteraale vorgekommen, und sie hatten eigentlich auch eine Botschaft überbracht.
Die Botschaft des Todes, ausgelöst durch einen mächtigen Dämon, der sich Fratzengesicht nannte.
Spielte seine Kraft auch hier wieder eine Rolle?
Daran wollte ich nicht glauben. Das Fratzengesicht war damals von Shao vernichtet worden. Dennoch hatte ich vor zwei bestimmten Dingen eine gewisse Furcht.
Zunächst einmal wußte ich nicht, wie ich von der verdammten Insel

wieder wegkommen sollte. Sie lag einsam im Meer, zudem wurde sie von keinem Schiff angelaufen, und ich glaubte auch nicht, daß sie überhaupt noch bekannt war.

Das war ein schweres Problem.

Das andere drehte sich um einen Begriff, der eng mit der Vernichtung des Fratzengesichts in Zusammenhang stand.

Kataya!

Ein Name, der mir plötzlich wieder eingefallen war. Eine Philosophie, ein gewisses Etwas, ein Anfang und ein Ende. Etwas, das man nicht packen konnte, das trotzdem vorhanden war.

Kataya war für die einen das Allerhöchste, bei den meisten Menschen, mit denen ich darüber gesprochen hatte, löste es eine kaum zu erklärende Angst aus.

Kataya war grausam. Es war das Tier im Menschen, und die Asiaten hatten diesen Begriff erfunden. Er stammte aus dem alten China, denn dort hatte man versucht, die Kräfte des Bösen zusammenzufassen.

Ich hatte Katayas Macht kennengelernt. Wer davon befallen war, konnte kaum mehr zurück, denn er diente dem Bösen.

So war es Shao ergangen. Sie war zu einer Geliebten dieses Begriffs geworden und hatte Kataya hautnah erlebt. Als gewaltiges Ungeheuer von unbeschreiblicher Grausamkeit. Daß sie dennoch wieder zu einem normalen Menschen geworden war, verdankte sie einzig und allein ihrer Abstammung. Sie wußte, daß die Sonnengöttin Amaterasu zu ihren Vorfahren gehörte, und deren Macht hatte sie gerettet.[1]

Shao war es gelungen, Kataya zurückzudrängen, aber nicht zu vernichten. Da Kataya eng mit dem Fratzengesicht zusammenhing und nach seiner Vernichtung befreit worden war, ging ich davon aus, daß ich auch auf dieser Insel unter Umständen den Hauch des Bösen spüren würde, denn auch hier hatte das Fratzengesicht seine Spuren hinterlassen.

Bisher waren dies nur Vermutungen, wobei ich hoffte, daß es auch so bleiben würde.

Ich stand auf der kleinen Insel und schaute auf die Planke. Sie war ein wichtiges Detail, vielleicht sogar das wichtigste überhaupt. Auf einem Felsvorsprung hatte ich meinen Platz gefunden. Ein lauer Abendwind strich über das dunkle Meer und spielte mit seinen Wellen, die gegen den winzigen Strand der Felseninsel getrieben wurden.

Als ich das Bild in der Planke betrachtete, mußte ich daran denken, wie Shao versucht hatte, es zu zerstören. Als sie unter dem Bann stand, hatte sie den Dolch genommen und auf die Planke eingehackt. Sie hatte dabei die Wangen des eingeschlossenen Mandra Korab getroffen undtiefe Kreuzschnitte hinterlassen. Die allerdings waren jetzt verschwunden. Man konnte sie vielleicht als geheilte Wunden bezeichnen, oder es kam daher, weil das Bild ein wenig blasser

geworden war und ich deshalb die Narben nicht mehr sehen konnte.

Ich strich mein Haar zurück, erhob mich wieder und unterzog die Insel einer ersten Inspektion.

Viel war da wirklich nicht zu sehen.

Nicht einen Grashalm entdeckte ich. Nur braune Felsen, in dessen Spalten und Rinnen der Wind Sand geweht hatte. Er klebte dort wie eine Schicht. Der Boden war uneben. Manchmal mußte ich steigen, an anderen Stellen wieder eine Rinne nach unten rutschen, und die Treppe hatte ich auch nicht entdeckt.

Ich konnte mir zudem vorstellen, daß die Insel, wenn ein richtiger Orkan tobte, von den Wassermassen überschüttet wurde und auch die Treppe nicht verschonte.

Sie suchte ich.

Ich schlug einen Bogen, kletterte eine Rinne hinab, denn ich wollte an den schmalen Sandstrand gelangen. Als ich dort stehenblieb, sah ich auch die Treppe.

Ich schaute die Stufen hoch.

Sie war gewaltig, und damit hätte ich nicht gerechnet. Voll war sie in den Felsen integriert. Die Stufen zeigten eine übermäßige Breite, sie waren auch tiefer als normale, so daß Menschen bequem auf ihnen Platz fanden.

Etwas Unnormales entdeckte ich noch nicht, wobei ich mich fragte, wieso man vor dieser Treppe Furcht haben konnte.

Ich stieg sie hoch.

Es war ein mühsames Gehen. Jedesmal, wenn ich eine Stufe berührte, rechnete ich damit, daß etwas geschah, aber es passierte nichts, so daß ich die Treppe hinter mir lassen konnte und vor der obersten Stufe stehenblieb. Von diesem Punkt aus hatte ich einen sehr guten Blick über die Insel und das Meer.

Eine Qualentreppe, hatte mir Garuda gesagt. Stufen, die auch vom Fratzengesicht gezeichnet worden waren, doch von diesem Dämon spürte ich nichts.

Alles blieb normal.

Hatte sich Garuda geirrt? Wollte er mich vielleicht aus seinem Dunstkreis wissen?

Nein, dieser Menschenadler trieb kein falsches Spiel. Diese Treppe aus den Urzeiten barg ein Geheimnis, und ich war gewillt, es zu lösen.

Auf der letzten Stufe nahm ich vorsichtig Platz. Die Planke mit dem Gesicht des Inders darin legte ich auf meine Knie, breitete die Arme aus und tastete mit den gespreizten Händen über das Gestein in der Hoffnung, etwas fühlen zu können.

Das war nicht der Fall.

Ich hockte auf der Stufe einer völlig normalen Treppe, und mein Blick glitt in die schräge Tiefe, hinweg über Kanten und Stufen, bis

zum Wasser.

Das Meer war ruhig. Eine lange Dünung schaukelte im leichten Abendwind. Die Sonne sah ich noch als roten Ball, der dicht über der Oberfläche stand, um bald hineinzutauchen.

Ein friedliches, ein herrliches Bild. Beinahe paradiesisch zu nennen, wenn ich da an das naßkalte London dachte.

Die Sonne war tiefer gesunken, und sie malte einen breiten, goldgelben bis blutroten Streifen auf die Wellen, dessen letzte Ausläufer sich am Strand der kleinen Insel verliefen.

Da die anderen Kräfte nichts unternahmen, sah ich mich gezwungen, selbst die Initiative zu ergreifen. Garuda hatte mir erklärt, daß auf der Treppe eine Stufe, der Teil einer Stufe oder eine Planke fehlte. In dieses Loch mußte Mandras Bild hineinpassen.

Leider hatte ich bei meinem ersten Inspektionsgang über die Insel nichts davon gesehen. Auch als ich die Stufen hinabschaute, sah ich keine Stelle, in die die Planke hineingepaßt hätte.

Magie geht oft genug rätselhafte Wege. Ich wollte einfach nicht glauben, daß man mich geleimt hatte, aus diesem Grunde versuchte ich es erst anders herum.

Ich nahm mir wieder die Planke vor und untersuchte sie genauer.

Nach wie vor konnte ich in Mandras Gesicht schauen.

Es hatte sich nicht verändert.

Wenn mein indischer Freund, auf welche Weise auch immer, Schreckliches erlebt hatte, sah ich es dem Gesicht wenigstens nicht an. Und ich erinnerte mich auch daran, daß Mandra, obwohl er in der Planke steckte, hatte reden können.

Das war in Hongkong gewesen, als wir uns in dem Hotelzimmer befanden und Shao unter den Einfluß des Bösen geraten war.

Würde es mir möglich sein, ihn jetzt auch zum Reden zu bewegen. Vielleicht über Entfernungen hinweg, die nicht einmal meßbar und nur durch Magie zu erklären waren.

Mandra sah so aus, als würde er leben.

Sein Gesicht wirkte nicht starr, nur mehr entspannt, wie das eines Schläfers.

Aber schlief Mandra tatsächlich? Wenn möglich, wollte ich den Inder auch aus seinem magischen Gefängnis befreien.

Ich holte den Dolch hervor.

Mit ihm hatte Shao Mandra damals die blutenden Wunden im Gesicht beigebracht.

Als meine Finger den Waffengriff umschlossen, spürte ich dessen Wärme. Es war kein normaler Dolch. In ihm wohnten unerforschte Kräfte, und ich behandelte ihn stets sehr vorsichtig.

Wenn sich bei Mandra Korab nichts verändert hatte, mußte er genau mitbekommen, was ich tat, denn er konnte hören, sehen und fühlen.

Sich bewegen oder befreien konnte er nicht.
Mit der linken Hand hielt ich die Planke fest, in der rechten hatte ich den Dolch und näherte die Spitze der Waffe dem Gesicht des Inders. Sehr nahe kam ich heran, und eigentlich hätte das Gesicht, wenn Mandra alles mitbekam, jetzt zucken müssen, das geschah nicht.
Es blieb unbewegt.
Konnte ich es trotzdem riskieren? Sollte ich das gleiche versuchen wie Shao, nur um eine Reaktion zu bekommen?
Ich drückte die Klinge weiter nach unten, bis die Spitze Kontakt bekam.
Im ersten Augenblick sah ich nichts, dann durchlief ein Zucken die linke Wangenseite, und ich sah mich gezwungen, den Dolch sofort wieder zurückzuziehen.
Mandra lebte also.
Er hatte mich beobachtet und genau gespürt, was ich tun wollte.
Auch war sein Gesicht klarer geworden. Die Umrisse kristallisierten sich wieder deutlicher hervor, so wie es vor einigen Monaten gewesen war.
Ich spürte, daß ich allmählich ins Schwitzen geriet. Diese Insel besaß auch ihre guten Seiten, denn hier mußten sich Kräfte konzentrieren, wie ich sie in London nicht fand. Da hätte ich bei einem Versuch ähnlicher Art keine solche Reaktion erlebt.
Ich beugte mich so weit vor, daß ich in die Augen des Inders blicken konnte. Wir hatten einen direkten Kontakt, und ich schaute in seine Pupillen, die wie zwei geheimnisvolle, dunkle Kreise wirkten, und in denen ein Ausdruck stand, den ich mit dem Begriff Schmerz übersetzen würde. Vielleicht auch Angst.
»Mandra…«
Ich hatte den Namen nur geflüstert, in der Hoffnung, daß er mich hörte und mir eine Antwort gab.
Er regte und rührte sich nicht.
Behutsam fuhr ich mit den Fingerspitzen über die Planke, um vielleicht die Wärme seiner Haut zu spüren oder irgendwelche Ausbuchtungen wie Nase, Mund und Lippen.
Nichts davon fand ich unter den tastenden Fingern. Die Planke blieb glatt.
Und trotzdem hatte Mandra Korab reagiert Diese Reaktion war nicht von ungefähr gekommen. Wie konnte ich sie so verstärken, damit mir der Inder eine Botschaft übermittelte?
Auf diese Fragen wußte ich noch immer keine Antwort. Es gab nur die Chance mit dem Dolch.
Wieder näherte sich die Waffe dem Gesicht. Diesmal allerdings nicht mit der Spitze, sondern mit der flachen Seite. Ich kantete den Dolch schräg und fuhr damit über die Züge, und zwar vom Kinn bis zur Stirn

hoch. Dabei ließ ich das Bild keinen Augenblick aus den Augen und hätte vor Freude jubeln können, als ich Mandras Reaktion bemerkte.

Die Umwelt versank für mich. Nur mehr Augen für das Gesicht meines Freundes hatte ich, in dem sich neben den Augen auch der Mund bewegte, als wollte er mir Worte zuflüstern.

Ich zog sehr schnell den Dolch wieder zurück und vernahm Mandra Korabs Stimme.

Im ersten Augenblick rann mir eine Gänsehaut über den Rücken.

Es war schon ein Phänomen, die Stimme eines Freundes zu hören, dessen Gesicht in einer Holzplanke steckte und der nun mit mir allein sprechen wollte. Vielleicht, so hoffte ich, war Mandra auch in der Lage, mich auf Wege aufmerksam zu machen, die zu seiner Befreiung führten.

Die Waffe berührte die Planke nicht mehr. Ich hatte meinen Kopf noch etwas tiefer gebeugt und sprach ihn nun direkt an. »Mandra«, hauchte ich, »hörst du mich?«

Er gab mir keine Antwort.

»Ich bitte dich, Mandra, wenn du mich verstehen kannst, zeige es mir durch ein Nicken an.«

Wieder blieb es still, und selbst in seinem Gesicht tat sich nichts.

Mir kam es vor wie eingeschweißt und festgelötet, es war mit dem Holz eine Verbindung eingegangen.

Wohl fühlte ich mich nicht. Meine Hände öffneten und schlossen sich. Ich befand mich dicht vor dem Ziel, das wußte ich, dennoch trennte mich von einem Erfolg eine hohe Mauer, die ich erst noch überwinden mußte, wobei ich hoffte, daß mir dies auch gelang.

»Mandra, wenn du mich hören kannst, bewege wenigstens den Kopf.«

Ich wartete auf das Nicken.

Die Spannung verdichtete sich.

Eine Sekunde verging, die nächste. In meinem Nacken hatten sich kleine Schweißperlen gesammelt. Sie folgten den Gesetzen der Physik und rannen an meinem Rücken kalt nach unten.

Ich spürte die ungeheure Anstrengung, die mich umklammert hielt. Was hier wie ein Spiel wirkte, war so ernst wie selten etwas. Es ging um das Leben und die Existenz eines Menschen, und es mußte mir einfach gelingen, Mandra aus dem Bann zu befreien.

»Mandra, bitte!«

Drängend hatte meine Stimme geklungen. Ich war mir auch sicher, nicht ins Leere zu reden, denn Mandra hatte durch seine erste Reaktion bewiesen, daß er durchaus in der Lage war, mich zu verstehen und auch zu begreifen.

Jetzt sollte er dies zum zweitenmal beweisen.

Und er tat es.

»John…«

Ein Wort nur. Mein Vorname, aber ich fühlte mich glücklich, als ich dieses Wort vernahm. Es war aus *seinem* Mund gedrungen.

Dennochwurde ich das Gefühl nicht los, daß Mandra in einer Welt gesprochen hatte, die so unendlich weit von der normalen entfernt lag.

Meine Blicke brannten sich an der alten Schiffsplanke fest.

»Mandra!« hauchte ich. »Mandra, verdammt, es wird alles in Ordnung kommen. Ich hole dich aus dieser Planke. Du… Du bist nicht tot, mein Freund. Du lebst …«

»Ich weiß…«

Zweimal schluckte ich, bevor ich den nächsten Satz sagen konnte.

»Da du lebst, Mandra und mich gehört hast, wird es dir auch möglich sein, mir sagen zu können, ob es einen Weg zu dir gibt, damit ich dich befreien kann.«

Es folgten spannende Sekunden. Noch bewegte sich der Mund in dem Gesicht nicht, obwohl ich ihn fast mit hypnotisierenden Blicken anstarrte.

»Mandra…«

Jetzt drängte ich. Es war ganz natürlich. Lange genug hatte es gedauert. Monatelang lag Mandra schon in dieser verdammten Planke gefangen. Zu mir war jeglicher Kontakt abgebrochen worden, nun bekam ich die große Chance, und wollte sie auch nutzen.

Meine Umgebung interessierte mich nicht mehr. Ich starrte nur mehr auf das Gesicht.

»John…«

Da war es wieder. Dieser Hauch von Antwort. Nur mein Name, aber keine Erklärung.

Mein Mund bekam einen kantigen Zug. Ich strengte mich an und versuchte auch, mit meinen Gedanken nach Mandra Korab zu tasten, um ihn zu einer Antwort zu bewegen.

»Ich sehe dich, John, aber es ist so furchtbar. So grausam, so schrecklich. Ich habe keine Chance mehr, ich weiß nicht, was ich machen soll. Du kannst es nicht schaffen, John. Ich habe viel erlebt, ich habe alles erlebt, ich bekam mit…«

Er sollte nicht abschweifen, aus diesem Grunde unterbrach ich ihn auch. »Bitte, Mandra, du mußt positiver denken. Es gibt eine Chance für uns. Wir sind auf der Insel…«

»Ich weiß…«

Während seiner Worte hatte sich auch das Gesicht verändert. Es zeigte einen gequälten Ausdruck, der sich nicht allein in den Augen manifestiert hatte, auch in seinem Gesicht und um Mund und Wangenknochen herum. Das Gesicht zeigte Depression, es zeigte Angst, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

Aus diesem »Tal« mußte ich Mandra zunächst einmal befreien, um

anschließend an die neuen Aufgaben heranzugehen.

Wieder redete ich ihn an. »Vergiß alles, mein Freund. Wir befinden uns hier auf der Insel. Sie ist ein Stück des alten Atlantis. Hier konzentrieren sich mehrere Magien. Auch die des Fratzengesichts, das für deinen Zustand die Schuld trägt. Und das weißt du. Mandra, hier haben wir eine Chance, auch die letzten Folgen des Fratzengesichts zu vernichten und dich wieder in die normale Welt zurückkehren zu lassen. Denke immer daran und stell dich auf meine Seite!«

»Ich weiß es, John!« flüsterte mein indischer Freund. »Ich weiß alles so gut. Vielleicht zu gut. Ich kenne das Fratzengesicht sehr genau, denn ich habe seine Grausamkeit am eigenen Leibe erlebt. Aber das ist nicht alles, John. Anderes lauert hier. Etwas, das viel schlimmer ist als das Fratzengesicht, das hinter ihm steht und mich auf so schreckliche Art und Weise festhält.«

Mandra Korab sprach den Namen nicht aus. Ich aber wußte, was er meinte. Es war das Phänomen, das uns bereits in Hongkong begegnet war und das Menschen fürchteten wie die Pest.

»Ist es Kataya?« wollte ich wissen.

Nach dieser Frage veränderte sich sein Gesicht. Urplötzlich zeigte es ein starkes Erschrecken. Der Ausdruck verschwand allerdings sehr schnell und machte einem anderen Platz.

Der reinen Angst!

Noch nie zuvor hatte ich bei Mandra Korab diese Furcht gesehen.

Wie eingemeißelt stand das Gefühl in seinem Gesicht zu lesen und verschonte auch die Augen nicht. Sein Blick flackerte, und ich hatte das Gefühl, als würde die Angst heiße Wellen über seinen Körper rieseln lassen.

»Sage es nicht noch einmal«, warnte mich Mandra. »Tu dir und mir den Gefallen…«

»Ist es denn das, vor dem du dich fürchtest?« hakte ich nach.

»Ja, das ist es.«

Ich schüttelte den Kopf. »Okay, Mandra, ich weiß, wie mächtig es ist, da ich es selbst erlebt habe. Aber ich weiß auch, daß ich noch niemals zuvor vor einem Gegner gekniffen habe. Auch nicht vor den Großen Alten, die ich mit starker Unterstützung meiner Freunde besiegen konnte. Deshalb werde ich mich auch vor Kataya…«

»Nicht den Namen!« verlangte Mandra.

»Weshalb nicht?«

»Du lockst es her.«

»Das will ich, wenn ich dich dadurch aus der Planke befreien kann. Du mußt die üblichen Maßstäbe vergessen, Mandra. Wir befinden uns auf einer Insel, die uralt ist. Man kann sie als ein Stück Atlantis bezeichnen. Damals haben andere Kräfte geherrscht, da waren die Mächte der Magie noch vielfältiger als heute. Es gab dort verschiedene

Magien, nicht nur die eine, deren Namen ich nicht aussprechen soll. Verstehst du das? *Es* kann hier nicht so mächtig sein.«

»Das Böse ist immer stark.«

»Es stimmt schon, aber es kann auch durch andere Kräfte gebremst oder behindert werden, wenn du verstehst.«

»Ich weiß es nicht!« hauchte Mandra. »Ich weiß es wirklich nicht, ob das alles stimmt.«

»Wir müssen es versuchen.«

»Und wie?«

Es war eine Frage, die mir Hoffnung gab. Da Mandra sie gestellt hatte, war er auch bereit, auf einige meiner Pläne einzugehen. Er würde sich nicht dagegen wehren, wenn ich meine eigenen Methoden zu seiner Befreiung entwickelte, wobei ich den Begriff Kataya vorerst aus dem Spiel lassen wollte.

»Du weißt, wie ich hergekommen bin?«

»Ja, ich erlebte den Adler.«

»Das ist wunderbar, mein Lieber. Garuda hat uns nicht nur hergeschafft, sondern mir einige Dinge verraten, die für deine Befreiung sehr wichtig sind. Hast du auch zugehört?«

»Das habe ich.«

»Dann wirst du dich daran erinnern, daß Garuda von der Qualentreppe gesprochen hat und von einer Stufe, in der eine Planke fehlt. Dort muß ich dich hineinlegen.«

Nun gab Mandra mir eine Antwort, die ich nicht begriff. »Tu es nicht«, flüsterte er. »Verdammt, tu es nicht, John.«

»Es ist deine Chance!« schrie ich. »Deine einzige!« Mein Blick flammte ihm förmlich entgegen.

»Damit gerätst du an den Rand der Vernichtung. Dann sind wir beide verloren, du und ich. So bin ich weiterhin in der Planke…«

»Was auch kein Leben ist!« fuhr ich ihm hart in die Parade.

»Mandra, du kannst mich von meinem Entschluß nicht abbringen. Was soll schon passieren, wenn ich mit der Planke die Treppe ausfülle.«

»Du wirst ihre Kräfte wecken, dann nämlich hat sich der Kreislauf geschlossen.«

»Und was noch?«

»*Es* wird kommen!«

Da war schon wieder dieser verdammte Begriff, vor dem sich Mandra Korab so sehr fürchtete. Auch ich hatte Angst vor Kataya, aber Suko, Shao und ich hatten diese Kraft gemeinsam überwinden und vorerst einmal besiegen können.

Das war bei Mandra wohl nicht der Fall gewesen. Seine Gefangennahme war primär auf das Fratzengesicht zurückzuführen. Im Hintergrund allerdings hatte die Kraft gelauert, die das

Fratzengesicht zu seinen Untaten so antrieb.

»Es tut mir leid, Mandra, aber ich traue Garudas Worten mehr als deinen, deshalb kann ich nicht von meinem ursprünglichen Plan abgehen und muß es wagen.«

»Bitte…«

»Nein!« Entschlossen nahm ich die Planke zwischen beide Hände, steckte auch den Dolch ein und erhob mich. »Wir werden den Weg gemeinsam gehen müssen, Mandra. Entweder schaffen wir es, oder wir gehen beide unter. Die Macht des anderen über dich muß endlich gebrochen werden. Zu lange Zeit ist schon vergangen.«

Ich erntete keinen Widerspruch mehr und schritt die Stufen der Treppe hinab.

Nun mußte ich die Stelle finden, die genau den Maßen der Planke entsprach. Beim ersten Durchgang hatte ich sie nicht entdeckt. Die Treppe war sehr breit und vor allen Dingen lang. Ihre letzte Stufe befand sich dort, wo ein schmaler Sandstreifen zum Meer hin auslief.

Es war ein feiner Sand, der in diesen Augenblicken rötlich schimmerte, weil das Licht einer allmählich versinkenden Sonne ihn streifte und ihr Muster auch auf die Treppe gelegt hatte.

Man konnte das Bild mit dem Wort prächtig umschreiben. Die Natur war ein fantastischer Maler. Auch die Stufen erstrahlten in einem goldroten Glanz, wie ihn künstliche Farben nie schaffen konnten. So wunderbar, so weich, so herrlich beruhigend, und nichts deutete darauf hin, daß die Stufen den Namen Qualentreppe bekommen hatten.

Bei dieser zweiten Inspektion schaute ich mir jede einzelne Stufe noch genauer an.

Auch mich traf das Sonnenlicht. Es legte einen Vorhang über meinen Körper, der mich ebenfalls aussehen ließ wie eine Gestalt, die einem Märchenland entsprungen war.

Damit die Planke meinen Sichtwinkel nicht beeinträchtigte, hatte ich sie mir wieder unter den Arm geklemmt. Ich bückte mich sogar, tastete die Stufen ab und suchte nach versteckten Kontakten, die irgend etwas in Bewegung setzen konnten.

Ich fand nichts.

Der Stein blieb normal, er war wellig, aber nicht rauh, da der Wind ihn im Laufe der langen Zeit blankgeschliffen haben mußte.

Stufe für Stufe kontrollierte ich durch, ohne einen Erfolg zu erreichen.

Zur Mitte hin verbreiterten sich die Stufen, so daß sie eigentlich inihrer Form etwas mit einer Pyramide gemeinsam hatten. Auch zum Ende der Treppe hin wurden die Stufen wieder schmaler, und als ich die Mitte erreicht hatte, blieb ich abermals stehen.

Ich befand mich jetzt auf der größten Stufe. Auch sie wurde vom

roten Sonnenlicht in ihrer gesamten Breite getroffen. Keinen Fleck ließ das blutige Licht aus. Das Gestein schimmerte an allen Stellen gleich, bis mein Blick den Rand der Stufe erreichte, denn dort sah ich einen dunklen Fleck, der überhaupt nicht in das Gesamtbild passen wollte.

Auf ihn schritt ich zu.

War das die Stelle, von der Garuda gesprochen hatte? Vieles wies darauf hin, auch meine innere Spannung steigerte sich wieder. Ich spürte das Vibrieren meiner Nerven, das Zittern in den Knien, das stets dann eintrat, wenn ich vor einem entscheidenden Augenblick der Wahrheit stand.

Wie hier.

Lautlos setzte ich einen Fuß vor den anderen. Mich umgab die Stille. Selbst das Säuseln des Windes vernahm ich nicht mehr. Dafür hörte ich noch ein scharfes, ängstliches Flüstern. Ausgestoßen hatte es mein Freund Mandra.

»Nicht, John, bitte nicht!« Er warnte mich ein letztes Mal. »Das kannst du nicht tun. Du beschwörst das Grauen hervor. Wirklich nicht, du kannst es dir…«

Ich wollte und würde mir nichts überlegen. Auch Mandra mußte in den sauren Apfel beißen, da es für seine Befreiung keinen anderen Weg mehr gab.

Direkt neben der fehlenden Stelle verhielt ich meinen Schritt und schaute nach unten.

Ein Rechteck in der Stufe lag vor mir. Wie mit einem feinen Messer herausgeschnitten und an den Seiten einige Wellen aufweisend, die auch die Planke in entgegengesetzter Richtung besaß.

Sie paßte. Sie mußte einfach passen, denn sie allein war für diese Stelle vorgesehen.

Tief atmete ich durch.

Vor einer sehr schweren Entscheidung stand ich. Vielleicht vor einer der schwersten meines bisherigen Lebens. Ich hatte Garudas Worte im Ohr und auch die Warnungen meines Freundes Mandra Korab. Beides mußte ich gegeneinander abwägen.

Wer behielt recht?

Möglicherweise gab es keinen Sieger, sondern nur Besiegte. Oder aber wir gewannen alles.

Mit der Planke in den Händen ließ ich mich langsam auf die Knie sinken.

Ich konnte dabei auf der gleichen Stufe bleiben, so eine günstige Breite wies sie auf.

Wieder hörte ich Mandras Warnung. Da ich jetzt auf die Planke schaute, erkannte ich dabei sein Gesicht.

Es hatte sich verzogen. Angst las ich in seinen Augen. Er wollte nicht, der Mund stand offen, es war eine Quälerei für ihn, und er tat mir in

diesen Augenblicken leid, doch ich konnte nicht anders handeln. Entweder jetzt oder überhaupt nicht.

Egal, was geschah.

»Es tut mir selbst leid, Mandra, aber es gibt einfach keine andere Möglichkeit.«

»John…«

Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten, weil ich nicht mehr hören wollte. Statt dessen führte ich die Planke immer näher an das Viereck heran, nahm noch einmal Maß und ließ sie mit einem letzten Druck der beiden Daumen nach unten sinken.

Geschafft!

Und sie paßte genau!

Ich richtete mich auf.

Während ich das tat, hörte ich die leisen, verwehenden Schreie meines Freundes. Ich sah, wie sein Kopf zitterte, aber ich bekam auch noch mehr mit.

Die gesamten Stufen der Treppe veränderten sich. Damit kam die Magie, vor der Mandra mich so intensiv gewarnt hatte, frei…

***

Bill Conolly und Sheila hatten sich ebenfalls verabschiedet. Bill mit zerknirschtem Gesicht, er wäre noch gern geblieben, doch Sheila drängte zum Aufbruch. Sie wollte Johnny und Ali nicht zu lange allein lassen. Eine gewisse Unruhe spürte sie als Mutter immer.

»Halte mich aber auf dem Laufenden«, hatte Bill zum Abschied noch gesagt und Sukos Nicken geerntet.

Der Inspektor wartete auf die Kollegen der Mordkommission. Als sie eintrafen, zog Suko den Chef sofort zur Seite und erklärte ihm einige Dinge. Der Mann zeigte sich sehr kooperativ, zudem wußte er, welch einen Job Suko bei Scotland Yard ausübte.

»Gut, wir transportieren die Tote dann sofort ab.«

»Das wäre mir lieb.«

Ansonsten machten sich die Experten an die Arbeit, und Suko fand Zeit, sich um die zwei unscheinbar aussehenden Männer in den beigen Staubmänteln zu kümmern, die sich im Hintergrund aufhielten. Es waren Leute von der Inneren Sicherheit, einer Spezialabteilung des Innenministeriums. Auch die wußten von Sukos Arbeit, und der Chinese konfrontierte sie mit den beiden zusammengebundenen russischen KGB-Killern.

»Kennen Sie die Typen? Die stehen unter Mordverdacht.«

Die Geheimdienstleute grinsten. Sie umrundeten die Kerle und nickten synchron.

»Und ob wir die kennen«, lautete die Antwort. »Die Typen sind uns schon lange ein Dorn im Auge. Wir hätten sie fast einmal erwischt, als

es um einen Mann ging, der für das Königshaus arbeitete und der in ihre Fänge geraten war. Damals haben sie Glück gehabt. Heute sieht es wohl etwas anders aus.«

»Das können Sie sagen«, behauptete Suko.

Die Killer sprachen nicht. Aus ihrer unbequemen Lage schauten sie die Engländer nur finster an.

Wenig später waren die vier verschwunden. Ein größerer Wagen holte sie ab.

Was folgen würde, waren Dauerverhöre.

Der Chef der Mordkommission hatte Suko gesucht und ihn auch gefunden. »Sieht ja für uns ganz gut aus«, meinte er. »Wir brauchen uns nicht um sie zu kümmern.«

»Da haben Sie recht.«

»Und wie kommt es, daß die Tote kein Gesicht hat, Inspektor?«

Suko hob die Schultern. »Da bin auch ich noch überfragt.«

»Soll ich Ihnen das glauben?«

»Mir egal.«

Lange hielt sich Suko nicht mehr auf, denn er mußte noch seinen Chef, Sir James, informieren. Dies nicht vom Büro, sondern von seiner Wohnung aus, wo Shao sicherlich sehnsüchtig wartete.

Als Suko endlich im Fahrstuhl stand, spürte auch er die Müdigkeit. Gähnend lehnte er sich gegen die Kabinenwand und verließ den Lift, als die Tür automatisch zur Seite glitt.

Den Schlüssel hielt er schon in der Hand, kam aber nicht dazu, die Wohnung zu öffnen, denn sie wurde von innen aufgezogen, und eine aufgelöste Shao blickte Suko an.

Der Chinese blieb stehen. »Du bist noch nicht im Bett?«

Shao lachte. »Wie hätte ich nach diesen Ereignissen schlafen können, mein Lieber?«

»Wieso? Was ist geschehen?«

»Komm erst einmal in die Wohnung, dann sage ich es dir.«

Suko war beunruhigt. Er schloß sehr schnell die Tür und legte die Jacke ab.

Shao erwartete ihn im Wohnzimmer. Sie stand neben dem Eßtisch und hatte eine Hand auf die Platte gestützt. Ihr Gesicht war gerötet, die Augen zeigten einen Ausdruck der Furcht.

Suko legte beide Hände auf Shaos Schultern. »Okay, Mädchen, jetzt bin ich bei dir. Was war los? Was hat dich so aus der Fassung gebracht? Bitte, rede jetzt!«

»Es ist so schwer«, flüsterte Shao. »So verdammt schwer und auch so unglaublich.« Sie hatte bei ihren Worten den Kopf gedreht und hob ihn jetzt an, damit sie Suko ins Gesicht blicken konnte. »John Sinclair war hier!«

Suko lächelte schief. »Was sagst du da?«

»Ja, er war hier, obwohl er erst am nächsten Morgen eintreffenwollte.«

»Dann hat er eben eine bessere Maschine bekommen. Das ist ja möglich.«

Shao schaute ihn spöttisch an. »Bezeichnest du den Adler Garuda vielleicht als eine Maschine, Suko?«

»Wie, bitte?«

»Ja, es war der Adler, der ihn hergeschafft hatte, und dies nicht ohne Grund, wie du gleich hören wirst.« Shao nahm auf dem neben ihr stehenden Stuhl Platz, wartete, bis auch Suko sich gesetzt hatte, und begann mit ihrem Bericht.

Suko hörte zu. Selten war er so ins Staunen gekommen wie bei Shaos Worten. Was sie erlebt hatte, war tatsächlich unglaublich gewesen, und allmählich begriff der Inspektor gewisse Zusammenhänge. Er ließ sich auf den Stuhl zurückfallen und schlug klatschend gegen seine Stirn. »Das ist doch nicht möglich«, stöhnte er. »Verdammt, das kann doch alles nicht sein. Es ist ein Wahnsinn.«

»Was denn?« fragte Sheila.

Suko lachte auf. »Da sind zwei verschiedene Fälle, und ich habe das Gefühl, daß wir es nur mit einem einzigen zu tun haben, verstehst du? Mit einem einzigen.«

»Nein.«

Jetzt erzählte Suko von dem, was sie erlebt hatten, und auch von Myxins Vermutungen.

»Es läuft alles zusammen«, flüsterte er. »Wie wir es auch drehen und wenden, es bleibt im Prinzip ein Fall.«

»Und John hat die Planke mitgenommen.«

»Klar, er will es endlich wissen und Mandra Korab befreien.«

»Ich bin skeptisch«, gab Shao zu.

Suko setzte ein schiefes Lächeln auf. »Was meinst du, was ich alles bin? Bisher haben wir es versucht, aber nichts erreicht. Jetzt geht es ans Eingemachte.«

Shao hatte den Blick gesenkt, und Suko bemerkte, daß sie zu weinen anfing. »Was ist denn los?« fragte er.

Sie hob die Schultern. »Eigentlich nichts, aber ich mußte an Hongkong denken, als ich mit Kataya in Berührung kam.«

Selbst Suko, der sich immer beherrscht zeigte, lief eine Gänsehaut über den Rücken. »Meinst du, daß Kataya auch in diesem Fall eine Rolle spielt?«

»Ich kann es mir vorstellen. Daß Mandra in dieser Planke steckt, ist nicht normal. Da muß eine gewaltige Kraft oder Macht dahinterstecken, und ich kann mir nur vorstellen, daß Kataya dafür in Frage kommt. Wer anders hätte schon unseren Attacken widerstehen können, als die Kraft des Urbösen?«

Suko nickte. »Welche Chancen gibst du John eigentlich?« fragte er.
»Keine großen.«
»Wieso?«
»Ich glaube nicht, daß er gegen Kataya ankommt, falls es sich um diese Magie handelt.«
»Ja, das ist möglich«, sinnierte der Inspektor. »Nur frage ich mich, was wir dagegen tun können.«
Shao begann leise zu lachen. »Meinst du mit dem *wir* nicht mich?«
»Nein, so weit wollte ich nicht gehen. Ich werde die Szene nie vergessen, als du dich in Katayas Bann befunden hast. Es war nicht allein für dich grauenhaft, auch für mich. Deshalb muß es uns gelingen, einen anderen Weg zu finden.«
»Es gibt keinen«, flüsterte Shao.
»Für uns vielleicht nicht, aber für Myxin und Kara. Die beiden mischen auch mit.«
»Kannst du sie erreichen?«
»Leider nicht.«
»Dann vergiß es, Suko.«
Der Chinese wollte etwas antworten, verschluckte die Worte und ging statt dessen zum Telefon.
»Wen rufst du an?« fragte Shao..
»Sir James.«
Shao schüttelte den Kopf. »Der wird uns auch nicht helfen können, fürchte ich.«
»Da kannst du recht haben…«

***

Ein Ort irgendwo in England…
Umgeben von bewaldeten Hügeln, in einem kleinen Tal liegend, durch das ein kristallklarer Bach strömt und es in zwei Hälften teilt.
Nicht weit entfernt, ein wenig versteckt zwischen mächtigen Bäumen, stand eine Blockhütte, die Kara und Myxin zu ihrer Heimat erkoren hatten. Sie liebten diese Gegend, sie liebten das Tal und vor allen Dingen dessen unübersehbaren Mittelpunkt.
Es waren die *flaming stones*!
Man nannte sie auch die Flammenden Steine, weil sie, wenn sie eine magische Aufladung erfuhren, von innen heraus dunkelrot glühten, als würden sie eine nahezu mörderische Hitze erleben, die sich vom Fuß der Steine bis hoch in die Spitzen ausbreitete.
Hier lebten und arbeiteten Myxin und Kara.
Die Macht der Steine war groß, aber nicht unbegrenzt. Zusammen mit der Totenmaske aus Atlantis und dem Schwert mit der goldenen Klinge bildeten sie ein Gegengewicht zu den alten Kräften, die von Dämonen und Magiern eingesetzt wurden, um die normale Welt zu

beherrschen oder voll unter ihre Gewalt zu bringen.
Dagegen kämpften Personen wie Kara und Myxin an.
Es war Nacht, und wieder einmal hielten sie sich im Mittelpunkt des Quadrats zwischen den Steinen auf. Wenn sie in die Höhe schauten, sahen sie einen dunklen Himmel, der an gewissen Stellen einsame Sterne zeigte, so daß diese aussahen wie funkelnde Goldstücke. Auf den Hängen der Hügel wuchs der Wald sehr dicht und bildete besonders in der Finsternis eine einzige schwarze Fläche.
Die beiden hatten nicht lange gezögert und sich in dem Quadrat aufgebaut.
Und der kleine Magier hatte etwas hervorgeholt, das wie ein Holzgegenstand aussah, es eigentlich auch war und dennoch die Form eines Fünfecks aufwies, das nur an der unteren Seite spitz zulief.
Es war die Totenmaske aus Atlantis!
Eine Waffe, die schon in der fernen Vergangenheit eine Rolle gespielt hatte, die Myxin hatte in seinen Besitz bringen wollen, was ihm erst nach vielen Schwierigkeiten und Kämpfen gelungen war.
Diese Maske besaß zahlreiche Geheimnisse.
Eines davon, und zwar sichtbar, waren die fünf Augen, die an den verschiedenen Ecken leuchteten.
Blau, rot, violett, braun und grün schimmerten sie. Sie besaßen verschiedene Bedeutungen, man konnte mit ihnen arbeiten, aber Genaueres in dieser Richtung hatte Myxin noch nicht herausfinden können. Zwar war ihm die Maske manches Mal eine große Hilfe gewesen, nur noch nicht so stark, wie er es sich gedacht und gewünscht hatte. Es fehlte einfach zu viel.
Kara beobachtete ihn, wie er den grünen Gegenstand in der Hand hielt. Die Maske besaß zwei ovalförmige Augen, die Andeutung einer Nase und einen schmalen Mund, der wie ein gekrümmter Halbmond wirkte.
Myxin hatte schon öfter durch die Maske geschaut, aber nie sehr viel darüber erzählt, was ihm widerfahren war, wenn er die Maske trug. Kara hatte auch nicht fragen wollen, da es für Myxin jedesmal mit einer starken Anstrengung verbunden war, ähnlich wie bei ihr, wenn sie das Schwert mit der goldenen Klinge aktivierte.
Auch diesmal schaute sie skeptisch, als Myxin die Maske hochnahm und sie noch nicht aufsetzte.
»Ist etwas?« fragte er.
»Nein, das nicht. Ich hoffe nur, daß uns die Maske helfen wird.«
»Bestimmt.«
Myxin setzte sie nach dem letzten Wort auf und preßte sie fest gegen sein Gesicht. Sie hatten davon abgesehen, die Steine zu aktivieren, erst wollte der Magier die Kräfte der Maske ausloten.
Kara veränderte ihren Standort ein wenig. Sie baute sich dicht neben

Myxin auf.
Es war kalt geworden. Über die Hügel hinweg fuhr der Wind und drang in das Tal, wo er auch in das Gesicht der Frau schnitt und deren Haare in die Höhe wehte.
Sie sah, daß Myxin voll unter dem Eindruck des nur von ihm Erkennbaren stand. Auch glaubte sie, unter der Maske seine Stimme zu hören, verstehen aber konnte sie nichts.
Manchmal lief ein Zucken durch seine Gestalt. Er trat sogar einen Schritt zur Seite, sackte in den Knien ein und mußte von Kara abgestützt werden. Mit einem Ruck riß er sich die Maske vor dem Gesicht weg, drehte den Kopf zur Seite und schüttelte ihn.
»Was ist denn?« fragte Kara.
Myxin bog den Rücken durch. »Ich… konnte nicht viel sehen«, erwiderte er, »fast gar nichts.«
Darüber wunderte sich Kara. »Wieso denn? Hast du nicht in die Vergangenheit schauen können?«
»Das schon. Nur hatte es keinen Sinn gehabt.«
»Das verstehe ich nicht.«
Myxin lachte auf. »John Sinclair befindet sich nicht in der Vergangenheit, das alles läuft in der Gegenwart ab.«
»John sagst du? Habe ich richtig gehört?«
»Genau.«
Kara schleuderte ihre Haare zurück. Der angespannte und ungläubige Ausdruck auf ihrem Gesicht blieb. »John Sinclair, wie kommt er in den Fall?«
»Ich weiß es nicht.«
»Aber du hast ihn gesehen?«
»Ja und nein…«
Kara erkannte, daß ihr Partner ziemlich durcheinander war und erst eine Erholungspause benötigte. Deshalb ließ sie ihn auch mit weiteren Fragen in Ruhe.
Der kleine Magier erholte sich nur schwer. Einige Male schluckte er, drehte sich auch, schaute auf die Maske, die er in der Hand hielt, und flüsterte dabei: »Etwas ist aus der Vergangenheit zurückgekehrt. Etwas, das ich damals genau sah, als ich meine Mutter umbrachte. Ein Teil des Landes sah ich wieder. Den wichtigsten Flecken.«
»Die Treppe!« sagte Kara.
»Ja, sie ist vorhanden.«
»In unserer Zeit?«
Myxin nickte.
Kara ging drei Schritte zur Seite und wieder zurück. »Ich kann es nicht begreifen. Da ist ein Stück Atlantis wieder in unsere Zeit gekommen. Wieso? Wie konnte das alles möglich sein?«
»Diesmal bin ich überfragt«, gab Myxin zu. »Nenne es meinetwegen

Fügung des Schicksals. Ich kann dir keine konkreten Antworten geben.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir müssen zu dem Ort hin, wo sich auch John Sinclair befindet. Ich entdeckte ihn zwar nicht, weil ich durch die Maske nur in die Vergangenheit schauen konnte, und sah die Treppe auch nur aus dem Grund, weil sie ein Stück aus der Vergangenheit ist.«

»Wie war das mit John?«

»Den spürte ich nur, Kara. Jeder Mensch besitzt ein Öd, eine gewisse körperliche Ausstrahlung. Durch die Maske wurde diese verstärkt. John Sinclair muß sich einfach auf der Insel befinden, etwas anderes kann ich dir dazu nicht sagen.«

Ja, da konnte er recht haben. John mußte sich auf der Insel befinden. Kara schaute Myxin an.

Sein Gesicht zeigte eine gewisse Härte. In den Augen las sie zudem das Wissen, und sie vertraute ihm.

»Ist sonst noch etwas geschehen?« fragte sie.

»Ich glaube ja.«

»Du glaubst nur?«

»Kara, ich konnte nicht weiter schauen. Die Magie des alten Atlantis und die meiner Mutter scheinen sich wieder zu erheben. Zusammen mit der gefährlichen aus China. John und Suko haben uns von Kataya berichtet. Ich spürte einen Hauch, der so schrecklich und finster war, daß ich selbst erschrak…«

»Das klingt nach Angst«, unterbrach Kara ihren Partner mit leiser Stimme. »Habe ich recht?«

»Zum Teil ja. Ich habe eine gewisse Furcht davor, daß einiges schieflaufen kann und wir nicht mehr in der Lage sind, die Lage zu überblicken und zu kontrollieren.«

»Aber wir müssen hin.«

»Ja.«

Kara war froh, als sie die Antwort aus Myxins Mund hörte. Sie hatte schon befürchtet, daß er »kneifen« würde, weil er persönlich sehr stark von den Vorgängen betroffen war.

Myxin hatte seine Mutter getötet. Der Fluch dieser ruchbaren Tat war jetzt dabei, ihn einzuholen. Dennoch stellte er sich. Das rechnete ihm Kara hoch an.

Sie legte einen Arm um Myxins Schulter und sprach ihm Trost zu.

»Was immer auch geschieht, ich stehe an deiner Seite, und mein Schwert besitzt ebenfalls eine nicht zu unterschätzende Kraft.«

»Die werden wir auch gebrauchen können«, erwiderte der Magier flüsternd und ließ sich willig von seiner Partnerin in die Mitte des Quadrats ziehen, das von den vier Flammenden Steinen begrenzt wurde.

Myxin reagierte nicht mehr so wie sonst. Irgendwie war er ein anderer geworden. Sein Blick war nach innen gekehrt, wie bei einer Person, die schwere Gedanken wälzte.

Besorgt schaute ihn Kara an. Sie wußte, daß Myxin ein schweres Erlebnis bevorstand, wenn die Magie ansprach. Dann wurde er wieder mit Dingen konfrontiert, die sehr weit zurücklagen und so schrecklich für ihn sein mußten.

»Sollen wir es tatsächlich wagen?« fragte Kara noch einmal.

»Ja, bitte…«

»Gut.« Nach dieser Antwort zog sie mit einer entschlossenen Bewegung das Schwert aus der Scheide. Selbst im Dunkeln besaß die Klinge ihren goldenen Glanz. Kara schwang das Schwert in einem Halbkreis und drückte die Spitze zu Boden.

Myxin kannte das Spiel. Er streckte bereits seine Hand aus und legte sie auf Karas, deren Finger den Griff der Waffe umspannten.

Das Schwert.

Es war das Bindeglied zwischen den Welten, den Dimensionen, und Karas geistige Kraft schaffte es, die Brücke zu schlagen und die Distanzen zu überwinden.

Die Schöne aus dem Totenreich konzentrierte sich. Die Augen hielt sie nur mehr einen Spalt offen, ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, das Gesicht zeigte eine so starke Konzentration, daß ihre Wangenknochen scharf wie Messerrücken hervorsprangen.

Myxin glich ebenfalls einer Statue. Nichts an seinem Körper erinnerte noch an einen Lebenden. Er hatte sich voll und ganz in Karas Hände begeben, vertraute ihr und spürte selbst die Kraft, die, von Kara durch das Schwert mit der goldenen Klinge verstärkt, auf ihn einströmte.

Auch die Steine reagierten jetzt.

An ihrem Fuß und genau dort, wo sie mit dem winterlichen Grasboden abschlossen, begann das Glühen. Eine immer stärkere Farbe ergriff von ihnen Besitz.

Mit einem fahlen Leuchten begann es. Die Wände der Steine wurden erst blaßrot, leuchteten immer intensiver, und die Farbe stieg höher und höher, bis sie die Spitze erreichte und dort in einem dunkelroten Glühen endete. Die *flaming stones* machten ihrem Namen wieder alle Ehre. Als Fanale einer anderen Zeit leuchteten sie in der Finsternis, waren hochgezogen worden, um in den Himmel zu stechen und Entfernungen zu überwinden.

Zudem standen sie miteinander durch über den Boden laufende Linien in Verbindung, die ebenfalls anfingen zu glühen.

Im Zentrum der Linien standen Kara und Myxin. Beide wie in Trance erstarrt, und beide schauten sich an, ohne sich gegenseitig zu erkennen.

Noch stärker glühten die Steine. Sie konnten durch Karas

Konzentration und die Kraft des Schwertes ihre Magie entfalten, und sie lösten damit die menschliche Existenz auf.

Kara und Myxin verschwanden.

Urplötzlich wurden Atome aus ihrem Verbund gerissen, Moleküle zerfetzt, und beide waren verschwunden.

Zurück blieben vier Steine, die allmählich ihre intensive Farbe verloren und Minuten später wieder normal aussahen…

***

Ich aber erlebte einen Magiestoß, wie ich ihn selten zuvorkennengelernt hatte.

Wehren konnte ich mich dagegen nicht, denn die Planke schloß fugendicht mit der Treppenstufe ab. Damit war auch der Kreislauf geschlossen, und ich erlebte die atlantische Magie der Qualentreppe.

Es waren zunächst Ströme, die mich packten. Ein seltsames Kribbeln, das in meinen Füßen begann und sehr schnell hochstieg, so daß es auch den Kopf erreichte.

Meine Denkkraft, meine Fähigkeit, irgend etwas auszuloten, auch meine Reaktionen wurden auf ein Minimum zurückgeschraubt.

Sosehr ich mich auch anstrengte, ich schaffte es einfach nicht mehr, mich zu bewegen und blieb auf dem Fleck stehen.

Dazu direkt neben der Stelle, die das Gesicht meines Freundes Mandra Korab zeigte.

Es blieb ruhig, beinahe gelassen, obwohl sich der Schrecken in seinen Zügen manifestiert hatte. Bisher hatte ich noch nichts Außergewöhnliches gespürt, wenn ich mal davon absah, daß es mir schwerfiel, mich auf der Treppe zurechtzufinden.

Ich hatte die Lücke geschlossen und bekam allmählich das Gefühl, auch in die Treppe integriert zu werden. Dazu erklang Mandras Stimme, die mir ebenfalls keine Hoffnung machte.

»Ich hatte dich gewarnt, John Sinclair, ich hatte dich gewarnt. Was jetzt folgt, hast du dir selbst zuzuschreiben. Du hättest mich vernichten sollen, so aber wirst du getötet. Die Treppe findet immer ihre Opfer, immer…«

Vielleicht hatte Mandra sogar recht, aber ich hatte nicht vor, ein Opfer der Qualentreppe zu werden. Man tat mir auch nichts, man hielt mich nur auf diese beklemmende Art und Weise fest, aber dafür geschah etwas auf der Treppe.

Ihre Stufen veränderten sich.

Es lag nicht allein am Schein der blutroten Sonnenstrahlen, die nach wie vor schleierartig die Stufen bedeckten, die Gefahr kam aus dem Innern der Treppe und griff auf die Stufen über.

Gesichter erschienen.

Im ersten Augenblick glaubte ich, mich versehen zu haben. Es konnte

auch Einbildung sein, meine Nerven waren ziemlich angespannt. Nach genauerem Hinsehen wußte ich allerdings, daß mich mein Blick nicht getrügt hatte. Die Gesichter waren tatsächlich vorhanden.

Und dies auf eine schauerliche Art und Weise. So etwas hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen.

Obwohl es menschliche Gesichter waren, kannte ich sie nicht. Mir unbekannte Personen waren in der Treppe gefangen gehalten worden und zeigten sich in allen Stadien der Verwesung.

Es begann über mir, wo die Treppe ihren Anfang nahm. Auf den obersten Stufen sahen die sich im Gestein abzeichnenden Gesichter noch normal aus. Jeweils vier Gesichter fanden auf einer Stufe Platz.

Sie ließen nur die Stufe aus, auf der ich stand.

Wenn meine Bewegungen auch eingeschlafen waren, gelang es mir dennoch, den Kopf zu drehen und in Richtung Strand zu schauen.

So konnte ich den Weg der Gesichter verfolgen und auch – was mich am meisten schockierte –, das Stadium ihrer Verwesung.

Es war fürchterlich.

Je weiter die Treppe nach unten führte, um so mehr änderten sich die leichenblassen Fratzen.

Auf der zweiten Stufe waren sie schon anders. Da spannte sich bereits die Haut über die Knochen, und auch die Augen schienen meiner Ansicht nach tiefer in den Höhlen zu liegen.

Die dritte Stufe zeigte bereits eine stärkere Veränderung. Ich sah es an den Lippen, die, in die Breite gezogen, wie zwei dickliche Gummibänder wirkten. Auch traten die Wangenknochen noch schärfer hervor. Im Licht der letzten Sonnenstrahlen schimmerten sie, wie mit Blut übergossen. Je mehr sich die Gesichter meiner Stufe »näherten«, um so schauriger wurde ihr Anblick.

Kurz vor mir waren aus ihnen bereits Physiognomien des Schreckens geworden.

Da sah ich die Knochen durch die dünne Haut schimmern, die an einigen Stellen weggeplatzt war. Sie wirkten wie Zombies, die eine Weile im Grab gelegen hatten und von einem schlimmen Voodoo-Zauber erweckt worden waren. Lappige Haut, zerrissene Lippen, auch am Kinn, das nur aus weißlichen Knochen bestand.

Einfach scheußlich…

Die Stufe, auf der ich stand, wurde ausgelassen. Vielleicht war der Grund Mandra. Ich würde es bald erfahren.

Ich schaute in Richtung Ufer. Dabei mußte ich den Kopf senken, um nicht von den tiefstehenden Sonnenstrahlen geblendet zu werden, auch ihr letztes Aufbäumen gegen die heranrückende Nacht tat meinen Augen nicht gut.

Der Weg der Gesichter war vorgezeichnet. In den Stufen malten sie sich ab, und sie liefen hinunter bis zum Strand, wo der feine Sand die

letzten Stufen zum Teil wie ein lichter Schleier bedeckt hielt.
Und sie verwandelten sich immer weiter.
Stärker und stärker verwesten die Gesichter. Immer mehr Haut verschwand. Knochen lagen frei, Augen wurden aus den Höhlen gedrückt. Die Nasen und Lippen verschwanden, so daß die Fratzen sich rasch dem Endstadium näherten.
Es war das Skelett!
Auf der letzten Stufe hatten sie das erreicht, was man als Knochenschädel bezeichnete.
Ich fand, daß die Treppe der Qualen einen korrekten Ausdruck bekommen hatte.
Es war eine Qual, eine Marter. Nicht so für den, der zuschaute, sondern für die Gesichter der Menschen, die innerhalb der Stufen ihrer Verwesung entgegenschritten.
Weshalb hatte man meine Stufe ausgelassen? Noch konnte ich keinen Grund dafür erkennen. War sie vielleicht etwas Besonderes?
Ich hatte auch meine erste Beklemmung abgeschüttelt, aber mit meiner Situation kam ich noch immer nicht zurecht. Ich stand auf der Stufe, als befände sich Leim unter meinen Füßen, und ich spürte dabei, daß etwas geschehen mußte, das nichts mit dem normalen Ablauf dieser Treppe zu tun hatte und einzig und allein mir persönlich galt.
In den letzten Sekunden hatte ich es verpaßt, einen Blick auf Mandra Korab zu werfen. Das holte ich nach und entdeckte, daß in seinem Gesicht die Angst stärker geworden war.
Es war eine Furcht, die wie eine Schicht in den Augen lag. Auch gezeichnet von einer Qual, und ich hörte sein angestrengtes Flüstern. »John, ich bin in einer anderen Welt. Ich kann für dich nichts mehr tun. Ich spüre die unheimliche Macht. Sie weiß, daß du versuchen willst, mich zu befreien, aber sie geht dagegen an. Sie wird es nicht zulassen und alles vernichten.«
»Wer ist diese Macht?«
»Das ist… das … ist Kataya!«
Ich verkrampfte mich. Totenstarr stand ich auf dem Fleck, als ich an diesen Begriff dachte. Kataya war etwas Furchtbares, so Grauenhaftes, daß man kaum Worte dafür fand. In Hongkong hatte ich es zuerst kennengelernt, war selbst nicht dagegen angekommen, sondern hatte Shao das Feld überlassen müssen. Ihr war es in der Gestalt der Sonnengöttin Amaterasu gelungen, das Böse zurückzuschlagen.
Nicht zu vernichten!
Nach dem Fall des Fratzengesichts hatten wir von Kataya nichts mehr gehört, bis zu diesem Augenblick eben, als Mandra mit mir sprach, dem dieses Phänomen ebenfalls bekannt war.
Ich wollte weiterfragen, aber Mandra hatte noch etwas zu sagen.

Und er klärte mich über die Magie dieser Treppe auf, obwohl es ihm schwerfiel.

»Diese Treppe ist ein Rest aus dem Land der Gesichtslosen. Es ging unter, weil jemand die Königin tötete. Aber die Treppe blieb. Und in ihr sind die Seelen der Gesichtslosen gefangen. Hier haben sie Gesichter, hier leiden und sterben sie. Du hast sie gesehen, es waren nur vier, die sich dir zeigten, andere aber lauern in der Tiefe des Gesteins. Wenn sie wollen, können sie sich abwechseln, so daß du stets andere Gesichter siehst, wie sie sich auf den Stufen abmalen. Es ist furchtbar. Das Fratzengesicht hat hier seine Spuren hinterlassen. In dieser Treppe kreuzen sich die einzelnen Magien, und die des Fratzengesichts war stärker als die anderen. Es hat überlebt. Es hat alle anderen zurückgedrängt, auch die, die in Atlantis ihren Ursprung gehabt hat.«

»Atlantis?« fragte ich nach.

»Ja, das Land der Gesichtslosen gehörte zu dem Reich, das Atlantis genannt wurde.«

»Dann ist es…«

»Ich weiß, was du sagen willst, John, aber du irrst. Es ist nicht verschwunden, als der große Untergang kam. Dieses Land wurde schon vorher zerstört, denn dafür hat ein Magier gesorgt, der sich selbst zum Herrscher aufschwingen wollte.«

»Kenne ich ihn?«

»Er ist dein Freund, John…«

Ich schluckte. Wenn Mandra so sprach, konnte es sich eigentlich nur um eine Person handeln.

»Myxin!« stieß ich hervor.

»Genau, John. Es ist Myxin. Er hat Macha Rothaar, die Herrin dieses Landes, vernichtet.«

Ich nickte schwerfällig. Natürlich lagen mir tausend Fragen auf der Zunge, ich wollte sie zunächst einmal in die Reihe bekommen und die wichtigste zuerst stellen. »Dann müßte ja das Gesicht der toten Königin auch in den Stufen der Martertreppe zu sehen sein.«

»Das stimmt. Es befindet sich in der Stufe, auf der du stehst, und die auch mich gefangen hält.«

Nach dieser Antwort schaute ich automatisch nach rechts, ohne allerdings etwas erkennen zu können. Nur mehr das Restlicht der Sonnenstrahlen lag auf der Treppe und hinterließ einen feinen rötlichen Schleier.

»Ich sehe nichts…«

»Das sollst du auch nicht. Oder sei froh. Die Königin wird bestimmt noch kommen.«

Daran glaubte ich auch und erinnerte mich wieder an meine eigentliche Aufgabe, deretwegen ich überhaupt gekommen war. Ich

hatte vorgehabt, Mandra zu befreien.

Das sagte ich ihm noch einmal mit aller Deutlichkeit.

Er lachte nur bitter. »Wie willst du so etwas anstellen, John? Du kannst mich nicht befreien.«

»Ich will deinen Körper haben. Wo befindet er sich, Mandra? Du weißt so viel. Sage es!«

»Er ist nicht vernichtet.« Bei dieser Erklärung hatte Mandras Gesicht einen etwas erleichterten Ausdruck angenommen. »Aber mein Körper und mein Geist können nicht mehr zusammenfinden. Etwas hat sie zerrissen.«

»Was denn?«

»Kataya!« Jetzt sprach er den Namen wieder aus. »Das Fratzengesicht stand damals unter seinem Einfluß. Es tat, was Kataya befahl. Deshalb stecke ich in der Planke, und Kataya hat es nicht geschafft, mich davon zu befreien. Auch du wirst es nicht.«

»Da bin ich mir nicht sicher. Jedenfalls befindest du dich in der Treppe. Garuda, der Adler, gab mir diesen Tip. Und es muß einfach einen Weg für dich geben, aus der Treppe herauszufinden, damit du dich wieder in einen normalen Menschen verwandeln kannst. Den Anfang jedenfalls haben wir gemacht.«

»Ich danke dir, John, daß du dich meinetwegen in Lebensgefahr begeben hast, Ja, es gibt einen Weg, da bin ich mir sicher. Ich weiß nur nicht, welchen. Zunächst liege ich fest, kann nichts tun und muß abwarten.«

Ich lachte scharf. »Das kriegen wir schon, Mandra. Schließlich muß ich dir noch einen Dolch zurückgeben.«

»Du hast alle?«

»Nein, zwei fehlen noch, aber die finde ich auch.« Nach diesen Worten beendete ich den Dialog mit meinem indischen Freund, weil sich trotzdem etwas verändert hatte und dennoch alles gleichgeblieben war.

Die Sonne war fast im Meer versunken. Nur noch ein schmaler Streifen schaute hervor. Die Stufen wurden nicht mehr angeleuchtet.

Aber sie strahlten von innen.

Es waren die Gesichter der Toten, die dafür sorgten. Sie gaben ein fahles Licht ab, das man auch mit dem Wort leichenblaß umschreiben konnte, und es paßte in diese Atmosphäre hinein.

Je weiter ich nach unten schaute und mich mit den Blicken immer mehr den skelettierten Schädeln näherte, um so bleicher und heller wurden die Stufen und um so schärfer konturiert stachen diese widerlichen Totenschädel hervor.

Sie bewegten sich nicht. Stumm und starr lagen sie in den Stufen der Treppe mit ihren unheimlich wirkenden Glotzaugen und den aufgerissenen Mäulern.

»John, es beginnt!«

Mandras flüsternde Warnung erreichte mich, so daß ich den Kopf drehte und wieder in sein Gesicht schauen konnte.

Sein Blick war nach links gerichtet. Die Augen zeigten einen ängstlichen Ausdruck, ich verstand die Geste mit den Augen und schaute ebenfalls in die Richtung.

Er hatte nicht gelogen, es begann tatsächlich.

Innerhalb der Treppenstufe, auf der ich stand, zeichneten sich die Umrisse eines weißen Skeletts ab…

***

Das mußte die Königin im Land der Gesichtslosen sein!

Ich spürte einen Klumpen im Magen, und noch einmal meldete sich Mandra Korab. »Sie ist nicht mehr gesichtslos. Sie ist verwest, aber sie ist zurückgekehrt.«

»Hat sie einen Namen?«

»Ja, Macha Rothaar. Merke ihn dir gut, John. Vielleicht wird sie es sein, die dich umbringt…«

Mandra Korab fügte nichts mehr hinzu. Es war auch gut so, denn mich lenkte das Skelett zu sehr ab.

Noch befand es sich in der Stufe, aber ich sah an seinen Bewegungen, wie es aus einer fast gläsern wirkenden Tiefe allmählich in die Höhe gedrückt wurde.

Obwohl es noch in dem Stein schwebte, konnte ich schon jetzt behaupten, daß ich ein ähnliches Skelett noch nie gesehen hatte, was die Farbe anging.

Als kreide- oder schneeweiß konnte man Macha Rothaar bezeichnen. Diese Farbe stand im krassen Gegensatz zu der des Schwarzen Tods. Jemand schien es angestrichen zu haben. Es schimmerte wie der Lack einer hellen Gartenbank.

Und es kam.

Ich schaute zu, wie es sich aus der Stufe drückte, als wäre diese überhaupt nicht vorhanden. Die knöchernen Hände hatte es dabei gedreht, als wollte es sich abstützen, und es schob sich so aus der Stufe hervor, daß es mit dem Schädel zuerst ins Freie dringen konnte.

Ich wäre diesem weißen Skelett gern entgegengelaufen, das schaffte ich nicht. Die Kraft der Qualentreppe hielt mich weiterhin fest in ihren Klauen und bannte mich auf der Stufe.

Tief holte ich Luft.

Alle anderen Gedanken hatte ich ausgeschaltet oder zur Seite gedrängt. Mich interessierte allein das schreckliche Skelett, das seinen Knochenkörper bereits zur Hälfte aus der Treppe geschoben hatte, immer höher stieg, mich dabei anblickte und in einer fast erschreckenden Lautlosigkeit sein Gefängnis verließ.

Was konnte es von mir wollen?
Mandra hatte davon gesprochen, daß es mich unter Umständen töten wollte.
Wenn ja, wo lag der Grund? Ich hatte bisher von Macha Rothaar, der Königin im Land der Gesichtslosen, noch nie etwas gehört.
Dieses Wesen war vergangen, bevor Atlantis unterging. Mit den Großen Alten hatte es auch nichts zu tun gehabt. Was also wollte es von mir?
Ich hoffte, daß ich es bald erfahren würde und schaute weiterhin zu, wie der weiße knöcherne Körper auch das letzte Hindernis überwand und auf der Stufe stand.
Er drehte sich mir zu.
Und ich spürte an meinen Füßen die Kraft, die mich auf der Qualentreppe gebannt hielt. Zwar konnte ich meine Arme bewegen, aber ich traute mich in dieser Situation nicht, beide Hände dem Skelett entgegenzustrecken. Und ich zog auch keine Waffe. Das Kreuz, die Beretta und den Dolch, der Mandra gehörte, ließ ich ebenso in Ruhe, sie hätten mir wahrscheinlich nicht geholfen.
Schon oft genug hatte ich erlebt, daß es mir möglich war, mich mit Wesen zu unterhalten, die Tausende von Jahren zählten. Irgendwie schaffte es die Magie, Sprachbarrieren zu überbrücken. Darüber nachgedacht hatte ich noch nicht. Mich interessierte auch nur der weißglänzende Knochenkörper, der seinen Schädel noch ein wenig drehte, so daß er mir direkt ins Gesicht blicken konnte.
Ich übernahm die Gesprächsführung. Das geschah in dem Augenblick, als die Sonne völlig verschwand, sich die Dunkelheit schlagartig überdas Land legte und nur mehr die in den Stufen der Martertreppe eingeschlossenen Gestalten leuchteten.
Ihr fahles Licht reichte aus, um die Umgebung in einen geisterhaften Schein zu tauchen.
»Du bist Macha Rothaar, die Königin der Gesichtslosen?« fragte ich sie sicherheitshalber.
Sie verstand mich, denn der Knochenschädel deutete ein Nicken an.
»Weshalb bist du zurückgekehrt?«
Nach dieser Frage gab sie mir zum erstenmal eine akustische Antwort. »Es mußte sein, denn die Zeit war längst überfällig. Die Treppe der Qualen ist jetzt ausgefüllt. Du hast das letzte Stück gebracht. Es war die Planke mit dem Gesicht. Jetzt endlich sind wir erlöst!«
»Wir?« hakte ich nach.
»Ja, meine Untertanen und ich, die wir so lange schon in der Treppe darben. Die Zeit ist da. Noch irrt mein Geist umher, damit er sich einen weiteren Körper sucht…«
»Dann seid ihr also getrennt?«

»Das ist richtig. Wir sind getrennt. Mein Körper befand sich in der Treppe, mein Geist aber suchte sich stets neue Gastkörper, und er hat in der sehr langen Zeit viele gefunden, das kann ich dir versprechen. Aber nicht alle Körper gefielen mir. Aus den meisten bin ich sofort wieder herausgegangen. Kaum einer war würdig, eine Königin von Atlantis zu beherbergen. Bis ich den Körper eines Mädchens fand, hineingelangte und so lange blieb, bis das Mädchen ermordet wurde. Dadurch war es mir auch gelungen, der Kraft des mächtigen Dämons Kataya zu entkommen. Ich wurde wieder selbständig, im Gegensatz zu meinen Dienern. Aber dieses Mädchen wurde getötet, ebenso wie ich damals getötet wurde, und wieder war jemand in der Nähe, den ich sehr gut kenne und der auch ein Freund von dir ist.«

»Du meinst den Magier?«

»Ich rede von Myxin, denn kein anderer als er hat mich damals ermordet. Er überlebte, den Schwarzen Tod konnte er auch nicht besiegen, wie ich es vorhergesagt habe, aber ich vergaß nichts. Ich vergaß vor allen Dingen ihn nicht, denn in mir brannte die Rache. Myxin ist mein Feind, und seine Freunde sind meine Feinde. Ich zähle dich dazu.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht, aber ich wollte wenigstens Mandra Korab aus dem Spiel haben. »Du hast einen Gefangenen hier. Es ist Mandra Korab. Er gehört nicht in diese Treppe. Nur die Kraft deines Feindes Kataya hat dafür gesorgt. Bitte, tu mir einen Gefallen und laß ihn wenigstens frei. Er hat dir nichts getan.«

»Aber er füllte die Treppe aus.«

»Ja!« rief ich. »Sicher. Doch nur, damit du endlich freikommen konntest. Ohne ihn wärst du eine Gefangene geblieben. Das ist doch klar.«

»Appellierst du an meine Dankbarkeit?«

»In der Tat!«

»Ich weiß noch nicht, ob ich ihn freilasse!« drang es mir flüsternd entgegen. »Zunächst einmal muß ich dich töten, dann werde ich mir Myxin vornehmen.«

»Du haßt ihn so stark, obwohl viele, viele Jahre vergangen sind und die Menschheit eine andere geworden ist!«

»Ja, mein Haß brennt weiter, denn eines will ich dir sagen. Dein Freund Myxin war mein Sohn!«

***

Da hatte ich mein Fett weg!

Hätte ich mich rühren können, ich hätte auch weiterhin steif und starr auf dem Fleck gestanden. Eigentlich war ich es gewohnt, immer auf irgendeine Art und Weise überrascht zu werden. Das hier allerdings schlug dem Faß den Boden aus.

Macha Rothaar war Myxins Mutter. Und er hatte sie getötet. Der Magier war ein Muttermörder.

Ich konnte es kaum fassen, und das vor mir stehende Skelett hatte meine Überraschung bemerkt, denn es fragte spöttisch: »Hast du es nicht gewußt?«

»Nein!«

»Dann weißt du es jetzt und kannst mich verstehen!«

Nein, verstehen konnte ich sie nicht. Für mich gab es einfach kein Verständnis für einen Mord. Da konnte sein, was wollte, bei dieser ruchlosen Tat hörte jedes Mitgefühl oder Verständnis auf.

Aber ich dachte an meinen Freund Myxin und konnte ihn trotzdem nicht verurteilen, denn er hatte so gehandelt, wie es sich für einen Schwarzblütler gehörte. Im alten Atlantis existierte damals allein das Recht des Stärkeren. Jeder wollte soviel Macht erlangen wie nur eben möglich, und da hatte Myxin eben so gehandelt, wie es seine Art gewesen war. Mit Mord.

Aber die eigene Mutter?

Ich schluckte und dachte daran, daß Myxin, obwohl ich ihn so lange kannte, eigentlich nie über seine Herkunft gesprochen hatte.

Vergangenheit schon, aber nicht Abstammung oder Herkunft.

Aus gutem Grund hatte er geschwiegen, wie ich mittlerweile wußte. Ich hätte vielleicht nicht anders gehandelt, wäre ich an Myxins Stelle gewesen. Da der kleine Magier für Macha Rothaar nicht greifbar war, mußte sie sich an mich halten, was mir persönlich überhaupt nicht gefiel.

»Du sagst nichts mehr?« hörte ich ihre Frage.

Ich versuchte ein Lächeln. Es fiel verdammt schief aus. »Was soll ich dir antworten? Auch ich bin überrascht worden.«

»Das kann ich mir denken. Myxin wird sich zurückgehalten haben. Sicherlich hat er nichts über sein Vorleben berichtet. Wenn ich dich anschaue, spüre ich ihn. Ich weiß, daß er in deiner Nähe war. Ich rieche seine Freunde, deshalb halte ich mich zuerst an dich.«

»Und Mandra?«

Das weiße Skelett hatte sich schon in Bewegung gesetzt, stoppte aber im Ansatz seinen Schritt. »Wie meinst du?«

»Laß ihn frei!«

Macha Rothaar schüttelte den Knochenschädel. »Nicht, solange du lebst. Wenn ich dich zu meinen Füßen sehe und dich diese Treppe gefressen hat, werden wir einen Austausch vornehmen. Dann kommt er frei, und du nimmst statt seiner den Platz in der Planke ein. Hast du mich verstanden? Du wirst mit ihm tauschen.«

So hatte ich mir die Sache natürlich nicht vorgestellt. Nur sah ich keine Chance, die Situation zu meinen Gunsten zu entscheiden.

Schon jetzt hielt mich die Qualentreppe in ihrer Gewalt.

Macha Rothaar aber konnte sich bewegen. Sie kam auf mich zu.

Bestimmt hatte sie zu ihren Lebzeiten einmal rotes Haar gehabt.

Das allerdings war jetzt verschwunden. Nicht ein Härchen sproß auf ihrem blanken Knochenschädel, der so hell glänzte, als wäre er mit frisch gefallenem Schnee bedeckt.

Das Skelett war nicht so groß wie ich. Ich hätte es eigentlich leicht überwinden können und war bereit, eine meiner Waffen zu ziehen.

Ich winkelte den rechten Arm an, um nach der Beretta greifen zu können, als ich das Lachen hörte.

Gleichzeitig spürte ich, daß sich mein Arm nicht mehr bewegen ließ. Er blieb genau in dieser Haltung, so steif und so angewinkelt.

»Weiter nicht!« hörte ich die flüsternde Stimme des weißen Skeletts. »Nicht weiter. Ich spüre genau, daß du nicht waffenlos in dieses Reich gekommen bist. Und du trägst gefährliche Waffen bei dir, das ahne ich. Deshalb wirst du sie nicht ziehen!«

Das schaffte ich tatsächlich nicht. Macha Rothaar herrschte über die Treppe. Was sie wollte, geschah.

Übergroß sah ich ihre gespreizten Knochenfinger, als sie sich meinem Gesicht näherten und den unmittelbaren Blickwinkel ausfüllten. Als würden sie aus einer Leinwand stoßen, so ähnlich kam es mir vor, und die knöchernen Klauen bewegten sich auf und nieder, wobei vor allen Dingen die Fingerspitzen erfaßt wurden.

Sie schienen mir sogar höhnisch zuzuwinken.

Noch einmal kämpfte ich gegen die magische Kraft der Macha Rothaar an. Ohne Erfolg. Ich merkte nur meine eigene Verzweiflung, die mir den Schweiß auf die Stirn trieb, so daß es mir schwerfiel, überhaupt Luft zu holen. Den Brustkasten schien ein unsichtbarer Reif zu umklammern. Ich ächzte wie jemand, der einen tonnenschweren Druck nicht mehr ertragen konnte und sah dabei die Finger sehr nahe.

Zu nahe…

Dann griffen sie zu.

Noch einmal zuckte ich, als ihre Spitzen über meinen Hals glitten.

Für den Augenblick hatte ich die wahnsinnige Hoffnung, daß sie die Klammer nicht zudrücken würde. Doch es wurde mörderisch.

Von einem Augenblick zum anderen wurde mir die Luft genommen. Ich hatte nicht einmal richtig einatmen können, um mein Leben vielleicht um eine halbe Minute zu verlängern.

Leicht angehoben hatte das weiße Skelett die Arme. Den häßlichen Schädel sah ich dicht vor meinen Augen. Riesengroß kam mir das offene Maul vor, aus dem ein Geruch strömte, den ich mit dem Begriff Verwesung umschreiben konnte.

Der Druck der Knochenfinger pflanzte sich auch nach unten hin fort. Mir kam es so vor, als wollte mich das Skelett in die Stufen hineinpressen. Tatsächlich spürte ich bereits unter meinen

Schuhsohlen eine gewisse Weiche, als würde das Gestein allmählich dahinschmelzen.

»Versinken wirst du!« flüsterte Macha Rothaar. »Versinken im Nichts. Die Treppe braucht Opfer. Ich werde sie ihr geben. Ich werde die Toten austauschen. Meine Diener kommen frei, aber andere werden dafür in der Treppe zurückbleiben und ihren Platz einnehmen. Mit dir mache ich den Anfang, da du ein Freund meines Mörders bist.«

Ich hatte die Worte vernommen. Sie übertönten selbst das dumpfe Brausen in meinem Schädel, das durch den Luftmangel entstanden war.

Und sie trieben gleichzeitig die Todesangst in mir hoch.

Wie lange konnte ich noch standhalten? Wie lange würde ich noch leben? »Laß ihn los, Mutter!«

***

Der Befehl peitschte über die kleine Insel, und auch ich hatte ihn deutlich vernommen.

Myxin war da!

Myxin, der Mörder! Und mein Retter?

Noch tat sich nichts, denn die würgenden und kalten Knochenklauen drückten nach wie vor meinen Hals zusammen, so daß auch nicht ein Quentchen Luft in meine Lungen geraten konnte.

»Laß ihn los, Mutter!«

Wieder klang die Aufforderung, und Macha Rothaar zeigte eine erste Reaktion.

Ihr Griff lockerte sich.

Ich konnte noch immer nicht frei atmen, gab keuchende Geräusche ab, und vor meinen Augen begann sich alles zu drehen.

Dennoch hielt ich mich aufrecht und schaute zu, wie sich das weiße Skelett drehte.

Dann glitt mein Blick zu den Füßen hin. Ob sie tatsächlich in der Treppe steckten, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls war es mir nicht möglich, die Beine zu bewegen.

Und so blieb ich stehen!

War ich vor Sekunden noch Hauptakteur dieses makabren Spiels gewesen, hatte sich dies nun völlig geändert. Ein anderer hatte die Regie übernommen. Vielleicht waren es auch zwei andere.

Myxin war nicht allein gekommen. An seiner Seite stand Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Sie hatte ihr Schwert mit der goldenen Klinge gezogen und hielt es in der rechten Hand. Die Schneide wies dabei schräg nach unten. In der Verlängerung würde sie auf Macha Rothaar deuten.

Mutter und Sohn standen sich gegenüber und starrten einander an. Es war kaum zu fassen, wenn ich mir den kleinen Magier so

betrachtete und mein Blick anschließend auf Macha Rothaar fiel.

Konnte der Magier von einem Skelett geboren worden sein? Das war wohl auch innerhalb des Dämonenreichs unwahrscheinlich, aber ich dachte daran, daß Macha Rothaar bestimmt nicht immer so ausgesehen hatte wie zu diesem Zeitpunkt. Sie mußte ihren Namen wegen ihres Haares bekommen haben, und sie hatte auch eine menschliche Gestalt besessen, das konnte ich am Aufbau des Skeletts erkennen.

Sie also war seine Mutter, aber wer der Vater?

Trotz der Gefahr, die nach wie vor für mich bestand und sich nur im Augenblick verlagert hatte, dachte ich daran. Ich war eben zu sehr Polizist, als daß ich solche Probleme hätte verdrängen können.

Aber ich atmete wieder frei und spürte, wie es mir von Sekunde zu Sekunde besserging. Die Schmerzen in der Brust verschwanden, nur am Hals blieben sie noch zurück, und mein Herzschlag hatte sich noch nicht beruhigt.

Myxin und Kara standen auf der letzten Treppenstufe. Sie konnten auf uns herabschauen. Für mich hatte Myxin keinen Blick, er starrte seine Mutter an, die er vor langer Zeit umgebracht hatte und der er nun abermals gegenüberstand.

Kara reagierte anders. Ihre Blicke blieben nie ruhig. Ich hatte dabei das Gefühl, als wären ihre Augen in Bewegung geraten. Im fahlen geisterhaften Licht konnte ich sie deutlich erkennen.

Sie wartete ab, deckte ihrem Partner gewissermaßen den Rücken, der vor einem verdammt schweren Gang stand.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes, da sich Myxin in Bewegung setzte und langsam die Stufen der Treppe nach unten schritt.

Er redete nicht. Unbewegt blieb sein Gesicht. Wie eingefroren.

Nicht einmal die Wimpern zuckten. Ich ahnte nicht, welche Gedanken sich hinter der Stirn des Magiers bewegten.

Macha Rothaar schaute ihrem Sohn entgegen. Auch das weiße Skelett rührte sich nicht vom Fleck. Ich war gespannt, was geschehen würde, wenn beide zusammen trafen.

Noch ging Myxin. Seine Arme hingen locker an den beiden Seiten des Körpers herab. Er wirkte trotz seiner Starre irgendwie lässig, ich jedoch konnte mir vorstellen, welch eine Hölle in seinem Innern tobte. Wahrscheinlich würde er seine Mutter noch einmal töten. Davon würde auch ich ihn nicht abhalten können.

Und so kam er immer näher, bis er zwei Stufen über dem Skelett und mir stoppte.

»Ich bin gekommen, Mutter!« sprach er.

Mir rann es kalt über den Rücken, als ich diesen Satz aus dem Mund des Magiers vernahm.

Mutter, hatte er gesagt. Ein Wahnsinn…

»Das sehe ich, Myxin! Hattest du einen Grund? Hat es dich gequält? Oder willst du dir deine Strafe abholen?«

»Wofür?«

»Du weißt genau, was innerhalb des Dämonenreichs mit Mördern geschieht. Die Gesetze sind gleich. Ich muß nun Rache nehmen, mein Sohn. Du sollst das gleiche Schicksal erleiden wie ich…«

»Nicht nur ich habe dich getötet. Auch zwei andere. Hast du das gespürt, Macha Rothaar?«

»Ja, mein Geist ist wieder frei und sucht sich einen neuen Gastkörper. Ich weiß, daß der zweite Gastkörper, in dem ich steckte, erschlagen worden ist, nachdem sich die Frau daran erinnerte, woher sie wirklich stammte und du ebenfalls bemerkt hast, daß sie aus dem Kontinent kommt, der auch deine Heimat ist. Ich bin mir sicher, einen dritten Körper zu finden und in ihm wohnen zu bleiben, dann aber hat sich hier einiges verändert. Meine Diener werden wieder freikommen, und siewerden sogar ihre Gesichter zurückerhalten. Durch das Seebeben ist die Insel aus den Fluten gestoßen worden. Das Schicksal schlug damit zu, und es schloß gleichzeitig den von mir gewollten Kreislauf. Ich werde hier wieder herrschen. Die Treppe ist geschlossen, und ich werde aucheine mächtige Unterstützung bekommen, denn Kataya steht auf meiner Seite.«

Das hatte uns noch gefehlt. Kataya und Macha Rothaar. Konnten wir gegen sie gewinnen?

Myxin zeigte sich relativ unbeeindruckt von ihren Worten. »Wer ist schon Kataya?« sprach er locker hin. »Eine zwar uralte Macht, aber in Atlantis hat sie keinen Einfluß gehabt, das will ich dir sagen. Sie hat es versucht, andere Kräfte waren stärker, und sie haben Kataya zurückdrängen können. Das weiß ich sehr gut.«

»Sie besteht!« erklärte das weiße Skelett. »Kataya hat die Stufe ausgefüllt. Das Gesicht eines Feindes mußte hineinpassen, um das Böse wirksam werden zu lassen.«

Das wollte ich nicht unwidersprochen hinnehmen und hatte meine Bedenken. »Nein!« rief ich. »So kannst du es nicht ausdrücken. Wenn es so wäre, hätte mich Garuda, der Adler, nicht auf diese Insel geschafft. Das Gegenteil ist der Fall. Ich kann meinen Freund befreien, wenn die Qualentreppe vollständig ist.«

»Dann versuche es!« höhnte Macha Rothaar.

Es würde mir nicht gelingen, das wußte sie genau. Nach wie vor war die Kraft der Qualentreppe stärker.

Aber Kara hatte meine Worte gehört, und sie löste sich plötzlich von der obersten Stufe, um sich mit gravitätischen Schritten ihrem Ziel zu nähern.

Sie kam die Treppe herab, hielt das Schwert, und die Spitze wies auf Mandras Gesicht.

»Hüte dich!« rief das Skelett. »Hüte dich vor Kataya. Du kannst es nicht schaffen…«

Kara ließ sich nicht beirren und ging weiter.

Die Lage spitzte sich zu.

Ich sah, daß durch die Knochengestalt ein Zittern lief. Macha Rothaar stand dicht davor, die Initiative zu ergreifen und ging, noch bevor Myxin eingreifen konnte, schräg an mir vorbei.

Ihr Ziel war Kara!

Da Macha Rothaar sehr rasch lief, hatte sie ihr Ziel schneller erreicht, als Kara das ihre.

Eine Stufe vor der unsrigen trafen die beiden zusammen.

»Laß mich vorbei!« sagte Kara.

»Nein!«

Die Antwort klang hart. Auch Kara hatte ihren endgültigen Ton herausgehört und handelte.

Sie war schnell, verflixt schnell sogar, und die Bewegungen konnte ich mit den Augen kaum verfolgen, als sie die Klinge in die Höhe wuchtete und in Kopfhöhe zuschlug.

Ein goldenes Leuchten, ein zuckender Schein, er stand für den Bruchteil einer Sekunde in der Luft. Dann wirbelte plötzlich etwas Weißes heran und flog genau auf mich zu.

Instinktiv führte ich die Hände zusammen, schnappte zu und hielt plötzlich den weißen Totenschädel zwischen meinen Fingern.

Er war so gedreht, daß ich in das knöcherne Gesicht starren konnte und auch die seltsame Kraft spürte, die der Schädel ausstrahlte.

Die Kraft griff auf mich über. Wahrscheinlich anders, als es sich Macha Rothaar vorgestellt hatte.

Plötzlich konnte ich mich wieder bewegen!

Im ersten Moment wollte ich es kaum wahrhaben. Ich hob den rechten Fuß, danach den linken, beides gelang ausgezeichnet, doch Grund zur Freude bekam ich nicht.

Durch das Abschlagen des Kopfes war Macha Rothaar zwar nicht vernichtet, aber geschwächt worden.

Und das wirkte sich auch auf die aus, die in den Stufen begraben lagen. Sie erwachten.

Was anschließend geschah, konnte man als das reine Chaos bezeichnen, jedenfalls mußten wir plötzlich an mehreren Fronten kämpfen, und auch ich erlebte die Wucht dieser unheimlichen Magie.

Um Myxin, Kara und Macha Rothaar konnte ich mich nicht mehr kümmern, obwohl der Schädel plötzlich von einer für mich kaum faßbaren Kraft erfüllt war und mir aus den Händen sprang, wobei ich noch Kara und Myxin reden hörte.

Dann drehte ich mich endlich herum, um mich der eigentlichen Aufgabe zu widmen, die mich hergeführt hatte.

Sie hieß Mandra Korab!

***

Myxin war mit dem Entschluß gekommen, seine Mutter endgültig zu töten, falls sie sich nicht geändert hatte und sich nun auf seine Seite stellte. Das war nun nicht mehr möglich, wie er schon nach den ersten Worten vernahm.

Er hatte John Sinclair das Leben retten können, auch das zählte für ihn, und er sah, daß es John gelang, sich wieder zu bewegen.

Dann griff Kara ein.

Sie gehörte zu Myxin, sie war seine Partnerin und ahnte wohl, was der kleine Magier innerlich durchmachte.

Aus diesem Grunde schritt sie dem weißen Skelett entgegen, und bevor Myxin sie noch warnen konnte, war es bereits geschehen.

Da hatte sie ihr Schwert gehoben und zugeschlagen.

Myxin sah nur mehr das Blitzen und den weißen Schädel, der vom Körper getrennt worden war. Er segelte genau auf John Sinclair zu, der ihn auffing und festhielt.

Für einen Augenblick erstarrte die Szene.

Wahrscheinlich mußten sich die Kräfte der Finsternis zunächst einmal von dieser Teilniederlage erholen, dann aber brach es wie ein Sturm über die Martertreppe herein.

Darum konnte sich der kleine Magier nicht kümmern, weil er nur noch Blicke für den weißen Totenschädel besaß, der nicht vernichtet war, sich abstieß und auf Myxin zuraste.

Innerhalb einer Sekunde mußte sich der Magier entschlossen haben, und er reagierte.

Mit körperlicher Gewalt war da nichts zu machen, er setzte seine anderen Kräfte dagegen und hoffte, stärker als seine Mutter zu sein.

Fast hatte ihn der Schädel erreicht, als Myxins Körper zu einem Inferno aus Blitzen zu werden schien.

Dieses grüne Licht blieb nicht allein auf ihn beschränkt, es traf mit einer verheerenden Wucht und von vier verschiedenen Seiten auch den Schädel seiner Mutter.

Das waren lautlose Preßschläge, die ihn erschütterten und gleichzeitig zerrissen.

Myxin vernahm einen gellenden Schrei. Nicht aus dem Schädel drang er, sondern aus der Treppe, auf der der kleine Magier stand.

Das gesamte Gestein schien zu stöhnen und sich gleichzeitig aufbäumen zu wollen, so sehr brüllte es seine Magie und seine Schmerzen der Niederlage hinaus.

Auf der Stelle hatte sich der kleine Magier gedreht und bekam mit, wie die einzelnen Stufen ihre bisher eingeschlossenen Gestalten entließen.

Aus ihnen drang das Grauen…

Unheimliche Wesen einer längst vergessenen Zeit. Aus den Tiefen der Treppe schossen sie in die Höhe, begleitet von einem geisterhaften Geheul, das ihren Weg in die Luft markierte und irgendwo in der Weite des Nachthimmels verklang.

Es war der Schrecken an sich. Myxin spürte den Wind, der gegen seinen Körper schlug, und er mußte sich vorankämpfen. Das Gestein der Treppe begann zu zittern. Unter den Stufen schien sich ein regelrechtes Geisternest zu befinden, denn immer mehr fahle Gestalten schossen in die Höhe und umkreisten in einem wilden, verrückten Tanz die Insel im Meer.

Auch Kara wurde von der Wucht getroffen. Der Wind wehte scharf gegen Haare und Kleidung. Das Schwert hielt sie mit beiden Händen fest, sie schaute auf den kleinen Magier, schrie ihn an und meinte dabei das kopflose Skelett seiner Mutter.

»Vernichten mußt du es, Myxin! Vernichten!«

Der Magier nickte verbissen. Er kam sich wie ein Mittelpunkt im Chaos vor.

Schreckliche Gestalten hatte die Erde entlassen. Sie alle besaßen keine echten Körper mehr, waren nur gespensterhafte Schemen, aber sie hatten ihre Gesichter zurückbekommen.

Manche waren nur mehr blanke Totenschädel, andere verweste Fratzen, und einige von ihnen erinnerten auch an aufgeblähte, weißliche Ballons, die kurz vor dem Platzen standen.

Das Grauen erfüllte die Luft.

Und auf ihrer Stufe stand Macha Rothaar, Myxins Mutter. Kopflos, nur als Torso, aber lebend.

Sie hatte ihre weißen, knochigen Arme weit ausgebreitet, als wollte sie damit die aus den Stufen strömenden Wesen umfassen.

Ihre Dienerinnen hatten sich hoch in der Dunkelheit zu einer blaßbleichen Wolke zusammengedreht, die in einem irren Wirbel kreiste, sich noch ein paarmal um die eigene Achse drehte und in die Tiefe jagte.

Das war der Moment, als sich Kara von ihrem Schwert trennte. Sie hatte Macha Rothaar schwer angeschlagen, den endgültigen Todesstoß jedoch sollte ihr Myxin versetzen.

Deshalb warf sie dem kleinen Magier die Waffe zu.

»Fang auf!« gellte ihre Stimme aus dem verzerrten Mund durch das gewaltige Heulen und Brausen.

Myxin hatte seine Lähmung abgeschüttelt. Er bekam den Griff des Schwerts zwischen die Hände, während sich hinter ihm die Wolke der Geister zusammengeballt hatte und auf ihn zujagte.

Die Untertanen wollten ihrer Königin beistehen und Myxin radikal vernichten.

Dann waren sie da!
Im gleichen Augenblick schlug Myxin zu.
»Mutttttterr…!« brüllte er und ließ die goldene Klinge von oben nach unten sausen.
Sie traf genau.
Es war ein gellendes Heulen, ein mörderischer Schrei, der aus dem Fels hallte, in die Gruppe der Geistgestalten drang und diese zerfetzte, so daß sie wie explodierende Schatten nach allen Seiten davonflogen.
Das Skelett aber war tödlich getroffen.
In zwei Hälften kippte es nach verschiedenen Seiten weg. Dieweißglänzenden Knochen klapperten auf die Stufen, bekamen Geschwindigkeit und Drall, so daß sie, sich dabei mehrmals überschlagend, die Qualentreppe nach unten kullerten.
Es gab keine Macha Rothaar mehr.
Myxin hatte seine Mutter zum zweitenmal getötet.
Und diesmal für alle Zeiten.

***

Auch mich packte der Sturm, so daß ich das Gefühl bekam, das Ende der Welt zu erleben. Die Erde oder die Stufen brachen vor meinen Augen zwar nicht auf, so daß mir Gestein um die Ohren geflogen wäre, aber sie entließen ihren Inhalt.
Und der war schlimm genug.
Uralte Geistwesen, schreckliche Gestalten, bestehend aus einer feinstofflichen Materie, jagten in den Nachthimmel, während ich verzweifelt bemüht war, Mandra Korab zu befreien.
Auch er wollte aus der Planke.
Aber Kataya war stärker.
Gnadenlos hielt es meinen Freund fest. Ich bekam mit, wie er sich quälte, wie er sein Gesicht verzog, wie sich der Schrecken und die Schmerzen, die er fühlte, darauf abmalten.
War er noch zu retten?
Mich umheulte und umtoste eine Hölle. Ich wollte wissen, wie es Mandra ging, versuchte an der Planke zu rütteln und bekam nichts von dem Kampf mit, der sich in meinem Rücken abspielte.
»Mandra!«
Ob er meinen Schrei gehört hatte, wußte ich nicht. Aber mir war eingefallen, daß es vielleicht eine Rettung gab.
»Die Heilige Silbe, Mandra! Ruf sie, du darfst es! Du bist ein Reiner! Sie muß Katayas Macht brechen, wenn sie dem Guten dient! Bitte, ruf sie! Jetzt sofort!«
Ich wußte nicht, ob er mich gehört hatte. Ich jedenfalls kniete auf der Stufe und hatte mein Kreuz hervorgeholt, umklammerte es und hielt es dann so, daß Mandra es sehen und die drei Buchstaben der

Heiligen Silbe erkennen konnte.

Wenn er mich verstanden hatte, mußte er sie schreien. Eine andere Chance gab es nicht.

Die Heilige Silbe des Landes Indien setzte sich aus den Anfangsbuchstaben dreier mächtiger Götter zusammen.

Es waren Agni, Varuna und Marut! Sinnbilder für Feuer, Wasser und Luft, genau die drei Elemente, die für die Mythologie des alten Indiens am wichtigsten gewesen waren.

»Ruf die Götter an, Mandra!« flehte ich. »Du mußt sie anrufen! Ich bitte dich!«

Hoffentlich hatte meine Stimme Kraft genug besessen, um das Tosen der Elemente zu übertönen. Ich konnte mir nur selbst die Daumen drücken. Ich hatte getan, was ich konnte, jetzt mußte Mandra Korab das seinige dazugeben.

Und sein Mund bewegte sich.

Ich konnte leider von seinen Lippen nicht ablesen, was er sagte, doch es mußte die richtige Silbe gewesen sein, denn die Reaktion darauf glich schon einer Explosion, die mich zurückschleuderte.

Ich fiel bis auf die nächste Stufe, dort konnte ich mich fangen und bekam mit, was Mandras Reaktion ausgelöst hatte.

Die Treppe vor mir wurde gesprengt, als hätte sie von unten einen ungeheuerlichen Druck bekommen. Diesmal jagten nicht allein feinstoffliche Wesen in die Höhe, sondern auch Steinbrocken, Erde und Staub.

Zwischen ihnen stand ein Mensch.

Mandra Korab!

Ich richtete mich auf. Ein Schrei der Erlösung drang aus meinem Mund, als ich auf die höherliegende Stufe sprang und mich Mandra buchstäblich an den Hals warf.

Ich faßte nicht hindurch, sondern umklammerte den Freund aus Indien. Er hatte es geschafft.

Er war frei!

Zeit, um uns richtig zu freuen, ließ man uns nicht. Plötzlich kreisten uns Myxin und Kara ein.

»Wir müssen weg!« hörte ich den kleinen Magier rufen. »Das Eiland versinkt, es wird…«

Ein unheimliches Grollen und Rumoren dröhnte aus dem Innern der Insel. Die Erde zitterte, und ich sah, wie in der Ferne eine haushohe, gläserne Welle auf die Insel zuraste, als wollte sie das Eiland mit allem, was sich auf ihm befand, verschlingen.

Myxin und Kara schlossen den Kreis. Ich sah in ihr bleiches Gesicht, entdeckte die Konzentration darin, und im nächsten Augenblick waren wir verschwunden, während die Welle die Insel verschlang und in die Tiefe riß, als hätte sie es nie gegeben…

***

Wieder in London!

In meiner Wohnung hatten wir zusammengefunden. Mittelpunkt war Mandra Korab, der noch immer nicht fassen konnte, daß er so leben würde, wie vor dem schrecklichen Abenteuer mit dem Fratzengesicht.

Stundenlang hatten wir erzählt und berichtet. Auch ich erfuhr, daß meine Freunde und ich an verschiedenen Fällen gearbeitet hatten, die im Prinzip jedoch gleich gewesen waren.

Eine verflixt schwere Zeit lag hinter uns, und wir genossen es, ein wenig zu feiern.

Es kam selten genug vor, daß wir alle zusammen waren, und als Höhepunkt der Feier überreichte ich Mandra den fünften Dolch.

In den Augen des Inders schimmerten Tränen, als er die Waffe entgegennahm.

»Die beiden anderen werden wir auch noch finden«, erklärte ich ihm, und er lächelte.

Dann bedankte er sich bei jedem von uns. Er sprach von einer Schuld, die er abzutragen hatte, aber davon wollte keiner von uns etwas hören.

Shao wollte gerade das Radio einschalten, als das Telefon klingelte.

Schnell hob ich ab.

Sir James wollte mich sprechen. »Ich möchte Ihre Feier nicht gern unterbrechen«, sagte er, »aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß die beiden russischen KGB-Killer gestorben sind. Sie bekamen einen Herzschlag.«

»Danke, Sir«, erwiderte ich und dachte daran, daß Macha Rothaars Rache die eigenen Mörder getroffen hatte, auch noch im Tod…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 324 »Die Geliebte des Dämons«